Galanterien

aus

X. Y. Z.

aus geheimen Nachrichten.

Seitenstück

zum

galanten Sachsen.

[von W. [illegible] v. [illegible]]

Paris. [illegible]

(Preiß 1 Rthlr.)

[= Leipzig: Joachim 1805]

Poesieen.

Der Schwan,

oder

Apologie der ſchlechten Dichter.

Statt der Vorrede.

Die Denk- und Empfindungsart der Alten, und vorzüglich der Griechen, war ſo verſchieden von der unſrigen, daß wir uns gar nicht wundern dürfen, wenn es, ſelbſt in ihren aufgeklärteſten Zeiten, bei ihnen für ein Dogma galt: daß der Menſch nie fähig wäre, einen Schritt zu wagen, oder vielmehr eine Handlung zu unternehmen, wenn er nicht von einem unſichtbaren Dämon dazu verleitet würde, oder was ohn-

gefähr daſſelbe ausdrücken ſoll, nicht dazu innern Beruf fühlte.

Hierauf gründeten ſich ihre Ideen, die ſie von gewiſſen guten und böſen Dämonen hatten, welche die Menſchen, auf gute oder böſe Wege zu leiten, vermögen. Und in dieſer Rückſicht ſahen ſie alle Neigungen, Handlungen und Verrichtungen der Menſchen als etwas an, das ſeinen Urſprung nicht in ihnen habe, ſondern eine Richtung von außen erhalte. — Es gab daher keine moraliſche und unmoraliſche Handlung, keine vollkommene und unvollkommene Geiſtesſtärke, die ihnen nicht, wegen ihres höhern Urſprungs, eine gewiſſe Ehrfurcht einflößte, und die ſich ihre biegſame und erfindungsreiche Einbildungskraft daher ſtets ſo lebhaft vormahlte, daß ſie

nie der Versuchung widerstehen konnten, sie zu personifiziren und zu versinnlichen.

Die Moral der Alten war daher etwas empfindsamer, blühender und einnehmender, als die unsrige. Sie hatte einen gewissen sanften Reiz, der sie für das menschliche Herz einnehmender und empfänglicher machte, als die unsrige, sie enthielt gewisse Prinzipien der Billigung, die innig in ihre Denk- und Empfindungsart verkettet und verwebt waren, mit denen sie es weiter brachte und mehr wirkte, als die unsrige mit ihren Prinzipien, die alle den strengsten Vernunftgesetzen entsprechen müssen.

Dieser Sanftmuth, Geschmeidigkeit und Grazie in der ganzen Denk- und Handlungsart der Alten muß eine gewisse an-

geborne Feinheit und Zärtlichkeit des Karakters zu Grunde liegen, die sie alles das zu empfinden fähig machte, was in der Natur, Schönes und Edles, zu finden oder anzutreffen ist. Und dieser Karakter hat sich nach und nach so ausgebildet, so verfeinert; hat, nachdem die ganze von ihnen errichtete Gesellschaft durch solche sanfte Gesetze und menschliche Regeln, geleitet worden, solch eine feste und elastische Richtung angenommen, daß wir bei keinem Volke, so ein allgemein richtiges, ausgebildetes und feines Kunstgefühl entdecken werden, als eben bei ihnen.

Dieses Kunstgefühl, vereinigt mit ihrer menschlicheren herzerhebenderen, Moralität, erweckte in ihnen eine solche Ehrfurcht gegen ihre Künstler und Dichter, und lei-

tete sie zu einer solchen billigen Würdigung derselben, daß sie, da ihre Werke ohnedies gleichsam wie für sie geschaffen waren, ihnen nicht allein ihre ganze Bewunderung, Verehrung, ja sogar Liebe schenkten sondern auch ihre hohe Geistes-kraft, ihren hohen Schwung, und alle ihre großen und erhabenen Ideen und Bilder, als Eingebungen eines höheren Wesens, als Veranlassungen von gewissen ihnen günstigen und sie beseligenden Dämonen betrachteten.

Natürlich mußte dieser einzige Schwung ihrer Einbildungskraft, ihrem ohnehin lebhaften und blühenden Geiste in dieser Rücksicht, eine Mannigfaltigkeit von symbolischen Bildern darbieten, die alles das enthielten, was uns von ihrem Helikon, ihrem

Apollo und ihren Musen bekannt ist. Allein es wäre eben deshalb auch ganz widernatürlich, wenn ihre, durch lebhafte Einbildungskraft so schön ausgeführte Tablatur der Kunst ermangelte, alles auszudrücken, was ihrer Denk- und Empfindungsart eigen war.

Sie stellten daher den Apollo Musagetes, indem sie ihn als den Vorsteher aller Künste, die sich mit dem Schönen beschäftigen, betrachteten, nicht an und für sich, sondern mit gewissen Symbolen versehen, vor, wodurch sie gleichsam die verschiedenen Wirkungen, welche de poetische Dämonen hervorzubringen pfleen, anzuzeigen suchten. — Apollo gilt bei den Alten, mehrentheils allein, für en eigentlichen Gott der Dichter. Wer inen, Be-

ruf in sich fühlte, zu dichten, der mußte vom Apollo begeistert sein, oder war sein Günstling, und man war ihm Verehrung schuldig.

Ich vermuthe daher, daß die Alten selbst ihren schlechtesten Dichtern, nicht diesen göttlichen Einfluß absprachen. So bald jemand dichtete, war es ein poetischer Genius, der ihn begeisterte, seine Einbildungskraft zu erheben suchte, und alle diejenigen Seelenkräfte in Spiel setzte, die zum Dichten erfodert werden. Dieses scheint mir eine unumgängliche Folge ihrer Denkart zu sein, und ist beinahe für mich Ueberzeugung.

Sehr schlecht würde es aber, mit ihrem Kunstgefühle, gestanden haben, wenn sie nicht, die Wirkung, dieses poetischen

Dämons oder Genius, modifizirt hätten, wenn sie nicht veranlaßt worden wären, durch Symbole anzuzeigen, wer sich dieses Dämons im höchsten Grade zu bemeistern fähig oder unfähig wäre, und, kurz, kein Symbol gehabt hätten, wodurch sie die schlechten Dichter von den vortreflichen unterschieden und karakterisirten.

Ich glaube nun keine unwahrscheinliche Hypotheſe darzustellen, wenn ich behaupte: daß unter allen Symbolen, die dem Dichtergotte attribuirt wurden, der Schwan dasjenige Symbol war, wodurch die Alten diejenigen andeuten wollten, die sich der vom Apollo verliehenen Gunst nicht zu bedienen wußten; welche zwar hinlänglichen Beruf in sich fühlten, zu dichten, allein bei allem ihrem dichterischen Gefühle,

bei aller ihrer poetiſchen Begeiſterung, und bei aller Energie ihrer Empfindungen, zwar in ihrer Phantaſie die lebhafteſten, in ihren Verſen aber leider! die froſtigſten, kurz die — ſchlechteſten Dichter waren *).

*) Daß Plato ein Dichter war, das ſagt zwar Diogenes Laertius, daß er aber ein beſſerer Philoſoph als Dichter geweſen, das bezeugt eines Theils die Fama, und eines Theils jener Traum, den Sokrates weislich auf ihn deutete. Ihm träumte einſt: daß ein junger Schwan ſich auf ſeinen Schooß niederließ, ſeine Schwingen aber nach und nach ausbreitete; und endlich mit dem angenehmſten Geſange in die Höhe ſtieg. Als ihm den Tag darauf Plato von ſeinem Vater empfohlen ward, ſagte er weislich: das iſt der Schwan, der mir im Traum erſchien. *Dio. Laert. in Plat. c. 7.*

Die Sagen, die ich bei den, bis auf uns gekommenen, schriftstellerischen Produkten der Alten, von dem Schwane und von dessen Gebrauch in der Mythe vorfinde, werden wir meine Vermuthung bestätigen helfen.

Von dem Gesange des Schwans ward bei den Alten sehr vieles gesagt und behauptet. Einige wollen den Gesang des Schwans für sein letztes Stoßgebetlein halten; sie sagen daher: daß der Schwan nur in seiner letzten Stunde vom Apollo die Gabe zum Singen erhalte. Allein ich möchte eben so wenig, wie Lucian, in jener grauen Zeit in die Versuchung gerathen sein, eine Fahrt nach dem Eridanus anzustellen, um den Schwan während

seines Lebens, oder in seiner Todesstunde singen zu hören. Meiner Seits glaube ich vielmehr, daß man hierunter die löbliche Eigenschaft der schlechten Dichter anzeigen wollte: bei ihrem ersten Gesange schon erschöpft zu sein, oder ihren poetischen Geist verraucht zu haben.

Bei den Griechen hieß der Schwan bekanntlich Kyknos. Er erhielt diesen Namen von jenem Könige der Lygurier und Verwandten des unbesonnenen Phaeton, der, als er das Schicksal von diesem seinem Verwandten vernahm, ausser sich gerieth, und ihn so lange betrauerte, bis er, wie die Fabel erzählt, in einen Schwan verwandelt ward, welcher, setzt der Erfinder dieser Mythe hinzu, aus Mißtrauen gegen den Sonnengott, der ihm

durch seine Stralen seinen innigsten Freund tödtete, stets auf dem Wasser seinen Aufenthalt wählte. — Giebt dieser in einen Schwan metamorphosirte Kyknos nicht das deutlichste Symbol von einem Elegien-Dichter, der seine Empfindungen wässert und gleichsam, durch den allzugroßen Zufluß von Thränen, alle Energie davon wegschwemmt?

Eben so erzählt uns auch die Fabel; daß Jupiter, um sich bei der Tochter des Thestius, der berufenen Leda, den Zugang zu verschaffen, auf den Einfall gerieth, sich in einen Schwan zu verwandeln. Bekannt ist es, daß Leda durch diesen verliebten Umgang zwei Eier zum Vorschein brachte, aus deren einem die Helena zur Welt kam, deren feurige

Augen der Hebel jener großen Unternehmungen waren, die unſern Vater Homer verleiteten, ſich unſterblich darüber zu erzählen.

Nein! ein ſchöneres Symbol, als mir hier die Fabel unter dem Schwane, von einem ſchlechten Epopöen-Dichter, gibt, kann ich mir ſo bald nicht denken: und ſie ſcheint mir daher auch beinahe dem feinen Horaz zu jener goldenen Regel Anlaß gegeben zu haben:

Nec gemino bellum trojanum orditur ab ovo.

Bei dem, in einen Schwan verwandelten Jupiter, denke ich mir einen Dichter, der große und ſchwierige Plane zwar wie jener Gott entwirft, aber ſie eben ſo

ſchlecht, wie ein Schwan, auszuführen vermag.

Die Alten haben ebenfalls den Wagen der Liebesgöttin Aphroditä von zweien Schwänen ziehen laſſen. Wieder ein ſehr feines Bild von den läſtigen Sängern der Lieder der Liebe, die, unfähig jene feinen Empfindungen der Liebe auszudrücken, durch dieſe Darſtellung gleichſam als Geſchöpfe karakteriſirt werden, die unter der Laſt der thieriſchen Liebe ſeufzen, und gleich manchen Sklaven derſelben, nur die groben, ſinnlichen Empfindungen der Liebe auszudrücken wiſſen; allein, mit den feinen ſanften, platoniſchen Nüanzen, die ihr ebenfalls eigen ſind, ganz unbekannt zu ſein ſcheinen.

Außerdem haben die Alten dem Schwane

noch verſchiedene Eigenheiten beigelegt, um das Symbol der ſchlechten Dichter dadurch noch allgemeiner und anwendbarer zu machen. — Man bemerkte an ihm eine gewiſſe Unſchuld und Frömmigkeit. O! das ſind fürwahr jene tugendſamen geiſtloſen Hymnen-Dichter, die von ſüßen Gefühlen der Gottesfurcht und Religioſität zerfließen, und davon eben ſo wenig unſerm Herzen etwas mitzutheilen wiſſen, als der Schwan. — So hat man ferner an ihm, einen gewiſſen Grad von Verſchlagenheit bemerkt, indem er unter ſeinem weißen Federgewande ſeine ſchwarze Haut verhüllt. Ein treffendes Bild jener epigramatiſchen Dichter, die in ihrem Witze ſo unbeſtimmt und ſchielend zu ſein ſcheinen, als der Schwan. — Man braucht

ihn auch oft zum Vorbilde der Gelaſſenheit, indem er ſeinem Tode mit Singen entgegenſieht. Das ſind ohnfehlbar die kalten Lehr- oder didactiſchen Dichter, die ebenfalls mit einer Reihe moraliſcher Sentenzen den Stoiker ſo ſpielen, wie unſer Held. — Die Großmuth ſoll auch eine von den vorzüglichſten Eigenheiten des Schwanes ſein. Ach! in ihr verkenne ich nicht die weltbekannte Großmuth jener theatraliſchen oder dramatiſchen Dichter, die ſolchen freigebigen Aufwand auf den Bühnen machen, einige Legionen von ſpielenden Perſonen auftreten laſſen, und, um die Energie auf der Bühne zu verſtärken, ſo viel Maſchinerien darauf verſchwenden, daß Jupiter füglich noch einen Planeten mit Städten, Wäldern,

Gebirgen und Wohnungen damit verſehen könnte.

Ich glaube nun, daß dieſe ſymboliſche Deutung des Schwans ſo entwickelt iſt, daß wir nichts Ungereimtes behaupten werden, wenn wir annehmen: daß die guten Griechen auch ihren ſchlechteſten Dichtern Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und ihnen ebenfalls, wie ihren guten Dichtern, eine Stelle auf dem Helikon einräumten. Es war in ihrer Denk- und Empfindungsart gegründet, wenn ſie wähnten, daß nur der zum Dichter fähig wäre, der von einem höhern Weſen dazu aufgemuntert, oder angefeuert ward. — Sie gaben daher ihrem Apollo, dem Schutzgotte aller Dichter, das Plektron, als ein Symbol von denen, welche die hohe

Begeiſterung, deren ſie dieſer Gott würdigte, mit aller Energie der Kunſt auszudrücken vermochten, und gaben ihm den Schwan, als ein Symbol derer, die zwar der propheti-ſchen Offenbarungen theilhaftig werden, (weshalb dem Schwane etwas Prophetiſches beigelegt ward,) allein, ſie mit Würde und Kunſtgefühl auszudrücken, nicht fähig ſind.

Homer ſcheint dieſe Nüanze in einer von den Hymnen, welche ihm zugeſchrieben werden, bemerbar machen zu wollen:

Dich, Apollon, ſingt mit lieblich ſchallendem Fittig,
Wenn er ſich niederſenkt zum Ufer des ſtrudelnden Stromes,
Dich der Schwan! Und dich (ihm tönt in den Händen die Leier)

Immer zuerst und zuletzt des Sängers melodischer Stimme
Heil dir König! Ich flehe dich an in meinem Gesange *).

Das ist doch gewiß eine Apologie für die schlechten Dichter, die sie mir nie genug werden danken können. — Die Alten, die gleichsam mit Gefühl und Intresse für Kunst geboren wurden, nahmen auch auf sie Rücksicht; würdigten auch sie, ihres höhern Berufes wegen; betrachteten auch sie, als des Apollo würdige Söhne, setzten sie nie herab, und erwähnten ihrer nie auf eine wegwerfende Art.

Könnte dies Beispiel nicht eine Aufmunterung für unser Zeitalter sein, auch

*) Stollberg's Uebersetzung.

jetzt nicht mit solcher schnöden Verachtung auf die schlechten Dichter herabzusehen? Könnte dies Beispiel uns nicht ermahnen, sie als Wesen zu betrachten, die eine bessere Würdigung verdienten?

Wer jemals Beruf in sich fühlte, zu dichten, der ward Dichter. Mögen die Krittler unsrer Zeit nun die Natur anklagen, die diesen, in mancher Rücksicht schätzbaren, Köpfen ein feines, wohlgestimmtes Kunstgefühl versagt hat. Können wir wähliger, eker in Schätzung wahrer, hoher Geistesgaben sein, als die Alten? Sie hatten ihre schlechten Dichter, sie ehrten sie, sie räumten ihnen eine Stelle auf ihrem Helikon ein, und wir —

Doch ich besinne mich. Die Alten hatten Nachsicht mit ihren schlechten Dich-

tern, und hatten Grund dazu. Damals, als ihnen noch jene Denk- und Empfindungsart eigen war, rezitiren bloß die Dichter ihre Verse, und das Publikum, oder vielmehr die Rhetoren, schrieben sie nieder, und dies gab den Gedichten, das Siegel der Vollkommenheit, war den Dichtern, ein Merkmal des Beifalls, und eine Vorbedeutung, auch für die Nachwelt noch zu leben. — Es versteht sich, diesen Preis konnten nur die guten Dichter erwarten, die schlechten — ach! die starben wie der Schwan — singend.

Lieber Leser! — Füglich hätte ich mir wenn dies Kostume auch bei uns eingeführt wäre, das Niederschreiben meiner dichterischen Kleinigkeiten ersparen können; aber ich hätte auch Gefahr laufen müssen, sie

von andern nicht niedergeſchrieben zu ſehen. Und dann, Heil unſrer Zeit! wo ein jeder Dichter ſo vielen Werth, auf ſeine Werke, zum wenigſten durch's Selbſtniederſchreiben legen kann, um ſich damit tröſten zu können: littera scripta manet.

Der Neger und der Teufel.

Ein Neger traf einmal den Teufel.
Wer bist du, Freund? fragt er.
„Du kennst mich ohne Zweifel
Dem Nahmen nach. Ich heiße Luzifer.“
Wie Luzifer? den hört ich niemals nennen,
Den kenn' ich wahrlich nicht.
„Ei was! den Teufel solltest du nicht kennen,
Von dem man doch mit jedem Kinde spricht?“
Du wärst der Teufel? Das muß ich gestehen,
Eh' hätt' ich dich fürwahr
Für Meinesgleichen angesehen.
Du gleichest so aufs Haar,
In Gliederbau, in Mienen und Betragen

Dem Neger, daß ich dir beinah',
Das muß ich offenherzig sagen,
Noch keinen schön'ren Neger sah'.
Doch einen Zweifel — Bei uns ist
der Teufel immer weiß gemahlt zu sehen,
Nicht schwarz, wie du mein lieber Mann
es bist.
„Ei, ei!" entgegnet ihm der Teufel,
„Wenn die Bedenklichkeit
Allein dir einen Zweifel
An meiner Würde leiht,
So machst du, muß ich dir gestehen,
In Wahrheit einen fehlen Schluß.
Du wirst mich meistens schwarz gekleidet
sehen,
Weil ich oft in Europa hausen muß."

Können, Sollen und Müſſen.

Das Wörtchen kann
Iſt erſter Wahn,
Den hohe Weſen,
Die uns erleſen
Zum höchſten Ziel,
In ihrem Spiel',
Uns aufzubinden
Sich unterwinden —
Um, ach! der Qual!
In freier Wahl,
Wie ſie es heißen,
Uns zu entreißen;
Ward uns verliehn
Der Trieb, zu fliehn,
Ward uns, gegeben
Das Recht zu leben.

Das Wörtchen ſoll
Iſt erſter Zoll,
Den zu erlegen —
Durch Menſchen pflegen,
Durch Opferbrod
Für Armen Noth,
Durch ſanfte Liebe
Für jene Triebe,
Die uns verleihe,
Geſelligkeit, —
Geheime Schlingen
Uns früher zwingen,
Eh' noch den Preis,
In unſerm Kreiſ',
Erhalten Triebe
Der Menſchenliebe.

Das Wörtchen muß
Iſt Bruderkuß,

Den abzuſchlagen
Wir niemals wagen.
Kaum ihr aufſeht,
Und traun! es ſteht
Ein Troß, der Rechte
Geſell'ger Knechte
Vor euch, und mißt
In kurzer Friſt,
Nach Fuß und Ellen,
Die Lebensquellen
Euch zu, und ſchreit:
O Menſchlichkeit!
Willſt du genießen:
So mußt du büßen.

Der Richter und der Dichter.

Einſt lud ein großer Richter
Sich einen armen Dichter,
Zum Mittagsmale ein.
Man ließ den beſten Wein
In die Pokale ſchäumen,
Ließ ſie beim Singen, Reimen,
Oft in die Runde gehn.
„Herr Rath! Ich muß geſtehn,
Sagt der berauſchte Dichter
Zu dem berauſchten Richter,
Bei ihrem guten Wein,
Fällt mir ſo eben ein:
Was ich und ſie, wir beide
Zu alle Menſchen Freude,
Beſäß ich ihren Wein,

So ziemlich könnten sein:
Sie, sie ein strenger Richter
Und ich — ein braver Dichter."

An Lina.

Dein Spiegel Lina ist sehr rein polirt,
Du mußt darin dich ungeheuchelt sehen.
Doch sage mir, was dich verführt,
Oft halbe Tage lang vor ihm zu stehen?

Allein ich merk' es, Lina, schon.
Du willst nunmehr, gleich einer weisen Schönen,
Auf jene Reize, die dich fliehn,
Mit Kälte hinzusehen dich gewöhnen.

Panfalvin.

Beinahe bis zur zwölften Stunde,
In welcher oft Freund Hain
Zu halten pflegt die Abendrunde,
Saß täglich einsam und allein
Herr Tulpian auf seinem Rechenzimmer,
Um seine Bücher nachzusehen.

Einst sahe er beim Lampenschimmer
Den Tod dicht vor sich stehen.
„Erschrecke nicht!“ Rief dieser ihm entgegen
Mit fletschendem Gesicht.
„Ich komme heut nicht deinetwegen,
Dir gilt es Tulpian noch nicht.“
Darauf schritt er zum Schlafgemache
Des Herrn Tulpians und unverweilt,
Mit fürchterlichem Hohngelache

Und tosendem Geräusche eilt,
In einem Nu mit seiner Beute
Freund Hain zum Unterreich hinan.

Es schielte von der Seite
Den Reisenden Herr Tulpian
In ihrem Fluge nach. Mit Schrecken
Und mit Erstaunen wähnte er
Ganz deutlich zu entdecken,
Daß sich Herr Luzifer
In seinem Fang vergriffen.
Nicht seine Gattin — nein!
Den schönen Pansalvin
Sieht er durchschiffen
Mit unserm Freunde Hain
Die hohen Regionen;
Den schönen jugendlichen Paladin,
Der alle Weiber und Matronen
Mit einem Talisman zu fesseln schien.

Kaum konnte Tulpian ſich faſſen,
So hört er ſeines Weibchens Tritt:
Und nicht mit einem falben, blaſſen
Und ſogenannten Leichenkolorit,
Ach nein! In ihrer Wangen Roſenröthe,
In ihrem Zauberblick, ſah er ſo ſchön
Von neuem eben ſeine Margerethe,
Wie einſt am Hochzeittage, vor ſich ſtehn.

„Du kannſt von einem Glücke ſagen,"
Begann die ſchöne Marthe, „daß zu dir
Mich jetzt noch meine Füße tragen.
Dieß guter Tulpian verdankſt du mir.
Bald hätte dir der Tod entriſſen
Dein Weib, das dich ſo herzlich liebt,
Und dir, — das ſagt mir mein Gewiſſen —
Die ſchönſte Weibertreue übt."

Davon haſt du mir jetzt Beweis gegeben,

Fiel hier der Gatte ein. Herr Vanſalvin —
„Nicht wahr?“ Entgegnet' Marthe, „eben
Sahſt du, Statt meiner, ihn
Mit Luzifer in Lüften ſchweben?
Hätt' Vanſalvin ich nicht bei mir
Gehabt, ſo wär ich um mein Leben,
Und, lieber Mann, von dir
Auf Ewigkeit getrennt geweſen.

„Dir wird doch wohl erinnerlich noch ſein,“
Fuhr Marthe fort, „aus deinem Bibel-leſen,
Daß jener Vorwitz Evas nur allein,
Dem Luzifer und ſeinen Horden
Im Kreiſe der Natur die Macht verliehn,
Zu tödten und zu morden.
Und dieſe ſeine Freuden zwingen ihn,
Für mein Geſchlecht ſo manche Züge

Der Dankbarkeit zu äuſſern. Viel
Der Proben, die er mir ſchon in der Wiege,
Von ſeinem gegen mich erkenntlichen Gefühl
Verliehen, könnt' ich dir aufzählen.
Doch geſtern noch war er ſo gut
Durch ſeinen Jokei mir es zu empfehlen,
In dieſer Nacht auf meiner Hut
Zu ſein." Iſt dir dein Leben,"
Ließ er mir ſagen, „theuer, ach!
Dann wag' dich ja nicht zu begeben,
In dieſer Nacht allein ins Schlafgemach.
Mir iſt von Pluto anbefohlen,
Aus dieſem einen Sterblichen
Zum Unterreiche abzuholen.
Den welchen ich bei dir zu ſehen
Bekomme, der ſoll, dir zu Gefallen,
Zum Unterreich' Statt deiner hin.

„Hier frag' mich nicht, warum vor allen,

Zum Opfer ich gewählt den Panſalvin.
Ein Weib wie ich, das engelreine Sitten,
Als eine Zierde ihrer Gattung ſchätzt,
Sah dieſen Panſalvin in unſre Mitte
Zu unſrer Prüfung nur verſetzt;
Und manche fromme Weiberſeele,
Die ſonſt die Keuſchheit nur geziert,
Fand ſich durch tauſendarmige Kanäle,
Von ihm oft irr' geführt.

Nicht länger konnte ich's anſehen
Mit Gleichmuth, daß nun dieſer Panſalvin,
Dem keine Frau zu widerſtehen
Genug der Tugend zu beſitzen ſchien,
Aus unſerm Frauen-Kreiſe
Ein jealiches Gefühl
Für Sittſamkeit verweiſe.
Hier könnte ich ein Ziel,
Dacht' ich, dem Uebel ſetzen.

Ich bat den schönen Pansalvin,
Den hochgerühmten Weibergötzen,
Auf diese Nacht zu mir. Der Paladin,
Schon trunken vom Genuß der Schäfer-
stunde,
Erscheint. Doch Luzifer reißt plötzlich ihn
Mir von der Seite, und zum Höllenschlunde
Sahst du sie beide ziehn.
Nun, lieber Mann, wird wohl in unserm
Kreise
Der Weiber Tugend immerdar —"

Ja! Rief Herr Tulpian, in dem Ge-
leise
Verbleiben wo sie war."

Tamaryllens Feinde.

Als jüngst die schöne Tamarylis hörte,
Daß alle Paladine sich bemühn,
Weil sie nicht ihnen ihre Gunst gewährte,
Gen ihre Tugend los zu ziehn,
Schwur sie mit einem lauten Hohngelache,
Den Feinden eine schwere bittre Rache.

Ich will, sprach sie, den Feinden straks entgegen
Mit meinen stärksten Waffen gehn.
Ihr kühner Heldenmuth wird sich bald legen.
Sie sollen mir nicht lange widerstehn.
Ich will für sie ein stilles Grab bereiten;
Sie sollen mir als Nebenbuhler streiten.

Lied.

Ich lebe hier,
Wie, Gott, bei dir,
Wenn mir Zufriedenheit
Mein eignes Herz verleiht;
Wenn ich mein Mädchen schön
Kann tändeln um mich sehn.

Ich lebe hier,
Wie Gott bei dir,
Wenn ich nur Hand in Hand,
In Einsamkeit verbannt,
Bei einem Glase Wein,
Mit ihr mich kann zerstreu'n.

Kurz lebe hier,
Wie Gott bei dir,

Wenn mich Zufriedenheit',
Und Minna's Munterkeit,
Und unverdorbner Wein,
Einladen froh zu sein.

Auf Stax.

Man sagt, daß sich der Skribler Stax
durch seine Schriften'
Die er dem Drucke übergeben hat,
Bereits ein großes Kapital gesammelt habe.
Wohl ihm, dem guten Manne! wenn er's
that.
Nun kann, zum wenigsten auf seinem Grabe,
Ihm sein Verdienst, ein daurend Denk-
mal stiften.

An die Menschen.

Eh' noch Pandora den leichtsinnigen Japhiten täuschte,
Eh' sie mit allen Uebeln sich zur Menschenraze schlich,
Kurz ehe des Prometheus Kühnheit heischte
Der Donnergottes grausen Plan, und eh' er sich,

Der schwachen Menschen lastertrunkenen Geist zu überwinden,
Zu ihrem Untergang, bis auf Deukalion entschloß,
Da mußt' das ganze Heer der Laster schwinden,
Und Kottytias Feste und ihr ganzer Troß.

Da war noch nicht der Semele gepriesner Sohn gebohren,
Der Zechen lehrt' beim Dythyrambenchor den Chyerwein.
Da hatte noch Asträa nicht geschworen,
Ihr Sitz soll von dem Erdenrund entfernet sein.

Da waren Könige zu ihrer Ehre nicht Tyrannen.
Da war noch kein Tarquin, der trunken auf den Thron versetzt,
Befiehlt, Gygantenstärke anzuspannen,
Die alles Menschenwohl in einem Nu verletzt.

Doch als die Lasterfurien geschärfte Dolche zückten,

Mit den, in Viperngift getaucht, sie Uebel angeschürt,
Die jenen weisen Götterplan entrückten,
Den Zevs dereinst in allen Sphären eingeführt;

Da war, weil sie es so gewollt, die Wuth der Eumeniden
Des höchsten Gottes Freude. Noch wälzt immer Sysiphus
Vergan den Felsen; und es soll hienieden
Von seinen Wünschen nichts befrei'n den Tantalus.

Die Danaiden sieht man noch ununterbrochen füllen
Ihr durchgebohrtes Faß, und hört mit rauher Stimme noch

Im Fichtenwalde den Lykaon brüllen,
Gedrückt von ſeiner böſen Laſter ſchwerem Joch.

So ſchuf die Menſchheit ſich von Ewigkeit die grauſen Qualen,
Die ſie noch zu empfinden hat, daß auch dem Zittiker,
Wenn ſich Appelles, ſie für ihn zu malen
Entſchlöß', ihr Anblick grauſend und erſchütternd wär'.

Wenn Menſchen nur ſtets der Natur getreu geblieben wären,
So wären ſchon die weiſen Joniens, und die, die in
den Gärten einſt gelehrt, mit ihren Lehren
Nur Tand, und alles war geſchätzt nach wahrem Sinn.

Allein so kann man noch das aufgeblähte Laster sehen,
Und seine ganze Brut, in Purpurmäntel eingehüllt.
Man könnt' mit Licht die Tugend suchen geben,
Es blieb, wie einst dem Synopäer, unerfüllt

Der fromme Wunsch: daß einst die Tugend sich erkühnen möchte,
Die Lasterbrut zu scheuchen, die mit dreuster Stirne sich,
Die einst zu Sparta hochgerühmten Rechte
Der Tugend, bei den schwachen Sterblichen erschlich.

Der Allengefällige.

So wie manche Schöne
Alle Erdensöhne
Einzunehmen liebt;
Doch sich nie ergiebt,
Und bei diesem Spiele,
Nie zu jenem Ziele
Ihres Daseins eilt;
Und so lange weilt,
Bis sie unversehen
Bleibt verlassen stehen:
So will Trax allein,
Allen Hülfe sein;
Spricht, als lebt er allen
Menschen zu Gefallen.
Doch noch soll, wie jene

Ungenützte Schöne,
Sein gefäll'ger Schein
Einem tröstlich sein.

Auf einen allzuschön gemahlten Hektor, von Angelika Kaufmann.

Dies wäre Hektor, der Andromache ihr Gatte?
Hier blieb die Künstlerin der Wahrheit nicht getreu.
Wenn sie den tapfern Hektor hier im Sinne hatte;
So scheint's: sie wünschte; daß er auch ein Paris sey.

An Kalliſte.

Kalliſte, ja ich ſchwör' es dir,
Vor allen Schönen ſcheinſt du mir,
An holder Schönheit vorzuragen.
Biſt von Natur, wie Lilien, weiß.
Giebſt dir nie jenen faden Fleiß,
Durch falſche Buſen zu betrügen,
Und dich in Fiſchbein einzufügen.

Suchſt nie dein ſchönes blondes Haar,
Dein edles rundes Braunenpaar,
Durch Künſteleien zu erheben.
Und um den Moden nachzuleben,
Dein edles Herz, durch Tändelei,
Und deinen Geiſt, mit allerlei
Dergleichen kleinen faden Dingen,
Von ſeiner Schnellkraft abzubringen.

Und doch biſt du, das glaube mir,
So ſchön, daß auch die Kunſt an dir,
Verehrungswehrteſte Kalliſte,
Nicht Etwas auszuſetzen wüßte.
Allein harmt es dich Freundin nicht,
Wenn es an Freiern dir gebricht?
Ach nein! Ich merk' es ſchon vor allen;
Du ſtrebſt dem Neide zu gefallen.

Die weiſen Reichen.

Verachte doch nicht auch die weiſen Reichen, Freund.
Lern ihre Denkungeart erſt kennen.
Iſt dir, ein weiſer Reicher, wahrer Feind,
Er wird dir ſeinen Reichthum gönnen.

Vitruvs Thaten.

Einſt kam Vitruv aus einem Kriege
Und lag an vielen Wunden krank.
Doch kennt man nur all' ſeine Siege,
Die er im Weingelag errang.

Nochmals ward Krieg. Vitruv ging wieder
Und hatt' den Tod davon gebracht.
Nun rühmen ihn ſchon alle Lieder:
Er ſtarb als Held — doch vor der Schlacht.

Die Grabſchrift iſt auf ihn zu leſen:
Hier liegt ein großer Held, der nie,
Wenn er bei einer Schlacht geweſen,
Dem Feinde einen Sieg verlieh'.

An Chloe
nach Horaz.

Wie eine junge Hündin auf der Flucht,
Die ganz bestürzt die treue Mutter sich,
In eitler Furcht, auf fernen Hügeln sucht,
So fliehest du auch, Chloe, schüchtern mich.

Wie sie erschrickt, wenn nur ein sanfter Hauch
Das dürre Blatt am dünnen Weinstock hebt,
Wie ihr, bewegt ein Schmetterling den Strauch,
Das Herzchen pocht, das sanfte Knie ihr bebt:

So du. Du fliehest mich wie Pfeilgeschoß.
Hältst du für einen wilden Löwen mich?
Verlasse immer nur der Mutter Schooß,
Und schenk' dem Manne, schöne Chloe, dich.

An Pakuvia.

Wie schön sind sie, Pakuvia!
Sie halten es für Schmeichelei?
Sie trauen meinen Worten nicht?
So nehmen sie den Spiegel da.
Ich bleib' dabei —
Sie glauben's nicht.

Die Nachtigall.

Eine Fabel.

Einſt wagte Philomel' an des Kroniden Thron,
Der Pfauen Zierd' ſich zu erflehen.
Mit Wohlgefallen hörte Zevs den ſanften Ton
Der Bittenden. Er konnt' nicht widerſtehen.
Er winkte, und vor ihm in einem Nu
Stand Philomel' im Pfaugewande.

Entzückt eilt ſie der Heimath zu.
Und der Gedanke, in dem Vaterlande
Mit dieſem Schmucke zu erſcheinen,
Und dort geliebt, geehret ſich

Zu sehr, ließ alle Kräfte sie vereinen,
Auf ihrem Fluge, inniglich
Dem Geber alles Guten, Dank zu weihen.

Doch kaum als jenes Dankgefühl
Begann sich zu zerstreuen,
War sie an ihrer Reise Ziel.
Halt! dachte sie, vor allen Dingen
Muß ich zu meinem Vater hin.
Was wird dem Greise dieß für Freude bringen,
Wenn er in mir, wie ich jetzt bin,
Nun seinen Sohn erkennen,
Umarmen wird. Fürwahr!
Ganz unaussprechlich glücklich nennen
Wird er sich wohl, wenn er sogar
Als zweiten Phönix, mich von allen
Bewundert und gepriesen sehn

Und hören wird. Kaum war ihr dies entfallen,
Sieht sie den Vater in der Ferne stehn.

Mit schnellem Flug eilt sie zum Alten,
Begrüßt mit sanftem Tone ihn,
„Wer bist du?“ Fragt, indem in Falten
Er seine Stirn' zu ziehn schien,
Der Greis. „Wie, du erkennst in Stimm' und Tönen
Nicht deinen Sohn, der —“ du? mein Sohn?
Und dies Gewand? — „Erflehte ich am Throne
Des mächtigen Kroniden mir.“ — Ich weiß nun schon
Genug. Hinweg! Mag dich nicht vor mir sehen —
„Mein Vater!“ — Wie? du wagst es dir

Verzeihung zu erflehen?
Du haſt den Anſchein fremder Herkunft dir
Erbettelt. Geit! Es iſt dein Plan
Nach deinen Ahnen dich nicht mehr zu
nennen,
Wohlan! der Erſte will ich ſein. Ich kann
Und mag dich nicht für meinen Sohn er-
kennen.

Auf eine veraltete Schöne.

Es ſtralt dein feur'ges Aug' auf mich.
Ich fühle es in meinem Herzen.
Du glaubſt es nicht? — Es freuet ſich,
Daß es nichts fühlt, von deinen Scherzen.

An ein Bienchen.

Für Freundin D.

Summe, Bienchen, summe nur
Ueberall und überall.
Sing' dein Liedchen der Natur
Am Gestad' am Wasserfall',
Auf der Wiese und der Flur,
In dem Garten, auf den Wall.

Schwinget sich auch dein Gesang,
Mit dem lauten Sängerchor,
Mit der Sphären süßem Klang,
Nicht so inniglich empor
Summe nur und sei nicht bang.
Hört dich doch des Edlen Ohr.

Ungesehen, ungehört,
Glaubst du manchen Tag zu sein.
Weises Bienchen sei belehrt,
Daß nicht Aug' und Ohr allein,
Sondern auch das Herz erfährt,
Was uns pflegt sehr werth zu sein.

Auf Xantus.

Kommt her, ihr Armen! kommt! ruft Xantus laut.
Dies kann die ganze Stadt wohl hören.
Dann spricht der milde Mann mit ihnen ganz vertraut.
Glaubt ihr, er will mit bloßen Worten sie bethören?
Dies sagt von ihm sein Feind —
Dies denkt von ihm sein Freund.

Auf Blanchard
in Berlin.

Als Blanchard sich gen Himmel jüngst erhob,
Erstaunten, o Berlin! all' deine Menschenkinder.
Und jubelnd gab man ihm das große Lob:
Daß noch kein Sterblicher vor ihm geschwinder
An die erhabnen Himmelspforten kam.
Doch, Staunende, das ist mit dem nicht zu vergleichen,
Was ich von keinem Sterblichen vernahm.
Des Himmels Pforten werdet ihr auch einst errreichen,

Vielleicht geſchwinder noch. Denn wer könnt' euch
Die ſüße Hoffnung rauben? Doch, habt ihr vernommen,
Daß jemals einer, einem Blanchard gleich,
Vom Himmel wieder ſo geſchwind herabgekommen?

Dido.

Warum floh Dido in die Höhle
Mit ihrem Aeneas allein?
Entſchuldigt ihre gute Seele.
Sie wollte nicht beneidet ſein.

An einen alten Geizhals.

Dich sah man heiter nie erscheinen.
Von Habsucht bist du stets entstellt.
Ob Peru's Gold und Edelsteinen
Beneidest du die ganze Welt.

Die wonnevollste Augenweide
Ist dir das Zählen und das Reih'n.
Für jede andre Lebensfreude
Scheint stets dein Herz verzäunt zu sein.

Doch bald kommt es mit dir zum Sterben.
Wem hinterlaßest du dein Geld?
Ich glaube wohl gar deinen Erben?
Sag', was machst du in aller Welt!

Der Löwe und der Elephant.

Mit droh'nder Miene sprach herab von
seinem Thron',
Der Löwe jüngst zum Elephanten,
Den er vor alten Zeiten schon
Zu einem der vertrautesten Trabanten
Erhoben. Traun! Man weiß von dir
Mir schlechte Dinge zu erzählen.
Du sollst durch schlaue Ränke mir
Die besten Plane oft verhehlen,
Und zu den schlechtesten, die meinem Staat'
Verderben, Untergang bereiten,
Mit scheinbar gutem Rath
Mich wissen zu verleiten.

„Wer, König! „wagte mit Besonnen-
heit

Der weiſe Elephant ihm zu erwiedern,
„Wer hatte die gewiſſenloſe Dreuſtigkeit,
Euch den gerechten, biedern —“

Genug! Ich weiß jetzt mehr, fiel hier mit feſtem Ton
Der Löwe ein, als ich zu wiſſen
Benöthigt bin. — Ich werde für dich ſchon
Nun ſtrenge Wächter halten müſſen.
„Und Wächter auch, „wagt hier
Der Elephant mit Nachdruck ihn zu fragen,
„Für jene, denen ihr,
Mich zu bewachen, aufgetragen?

An die Hoffnung.

Ach Hoffnung ach! Verlaß mich nicht.
Geſtützt von deinem Wanderſtabe,
Schleich' ich, bei Sonnen= Mondenlicht,
Getroſter hin zum ſtillen Grabe.

Die Leiden, ach! erduld' ich gern,
Die dieſes Leben mir verbittern.
Bleib' du nur Hoffnung mir nicht fern,
Und vor dem Tod' werd' ich nicht zittern.

Miſſ' Hoffnung ich auch jetzt bei dir
Der ſüßen Lebensfreuden viele,
So leiheſt du ſie zehnfach mir,
Doch einſt an meinem Lebensziele.

Der alte Dichter.

„Hör' auf!“ ruft ihr mit Hohn“
„In deinen hohen Jahren,
Du alter Muſenſohn,
Mit deinen greiſen Haaren,
Von Liebe und von Wein
Noch jugendlich zu ſingen.
O ziehe ziehe ein!
Mit deinen kranken Schwingen.“

Was wollet ihr von mir
Ihr jungen Muſenſöhne?
O ſchweigt! und laſſet mir
Nur meine ſchwachen Töne.
Verhöhnet mich doch nur
Nicht meiner Jahre wegen;
Ein Dichter von Natur
Iſt nie als Greis verlegen.

Gönnt ihr mir meinen Wein,
So weiß ich nichts von Jahren.
Dann kann ich Jüngling sein,
Mit meinen grauen Haaren.
Laßt ihr mein Mädchen mir,
Nur an der Seite stehen
Dann könnt ihr mich mit ihr
Noch tändeln, scherzen sehen.

Und kurz vergönnt mir nur
Was ich bisher besessen.
Laßt mir die Lebensspur,
Die mir noch zugemessen.
Laßt mich bei meinem Wein,
Laßt mich bei meiner Schönen —
Dann kann ich Dichter sein,
Trotz jungen Musensöhnen.

Der Trinker.

Was plaudert ihr, ihr ew'gen Sittenrichter?
Ich soll kein Trinker sein.
Ich, hört's ihr Unberauschte, bin ein Dichter,
Und Dichter trinken Wein.

Steht mir mein Mädchen rechts, der Wein zur linken,
Hab' ich für euch nicht Sinn.
Ihr mögt dann vor mir stehn, mir drohen, winken;
Ich seh' nicht auf euch hin.

Auf Friedrich den Großen.

Leih' Muſe mir dein Saitenſpiel, ich
ſtimme an
Ein Lob dem Helden, der mit unverzagtem
Muth',
Einſt ſich den Lorbeer gleich Alkmenens
Sohn gewann
Der noch auf ſeinem Haupt, durch ſieben
Fürſten ruht.
Zeigt mir den Helden, der ſo groß wie
Friedrich war,
Der ihm in ſeiner großen Heldentugend
gleicht;
Und der von ſeinem Haupt die drohende
Gefahr,
Mit ſeinem unerſchütterlichen Muth ver-
ſcheucht.

Nie war wie er, in Schlacht und Lager groß ein Held,
Seit Pindar Helden sang, seit Flakkus sie erhob —
Mich zieht die tobende Bellona mit ins Feld,
Als wär' für Solon's Numa's Freund kein höh'res Lob.

Im Frieden wie im Kriege groß, bewundert doch,
Den Titus unsrer Zeit, der nur sich angestrengt,
Das Wohl der Menschheit zu entziehn dem harten Joch,
Der Barbarei, die über sie war oft verhängt.

Der stets die Zeit zum Wohle andrer abgezählt,

Und ihren Lauf, wenn nicht mit einer gu-
ten That,
Sie ward bekrönt bedauert. Der Einſam-
keit gewählt,
Die manchen Reiz, für alle großen Seelen
hat.

So lebt er von der Welt geſchieden,
um für ſie
Und ſeine Freunde dort zu leben. Dort
ſchuf er
Dem Menſchenrechte neue Wege und ver-
lieh
Dem trauten Freunde und dem Klagenden
Gehör.

Was ſoll ich ferner ſingen. Was? daß
Menſch, daß weiſ
Er war? daß Pelops Enkel er als Jüng-
ling glich?

Daß er Lykurg' als Mann befolgte und
als Greis.
Auch dem Trajan an Größe, Weisheit nim-
mer wich?
Das zeugt ſchon die Annale, das weiß
die ganze Welt.
Hätt' ich des Mäoniden Leier, auch ich
pries,
Wie er einſt Troja's Helden, ihn der
Helden Held
Den Klotho jüngſt Boruſſa's hohem Thron'
entriß.
Ihn ſollte man umringt von ſeiner
Thaten Heer,
In jenem Kolorite ſehen, in welchem ſchon
Sein großer Geiſt, verklärt, itzt pranget,
der nunmehr
Dahin, wo Numa und wo Ankus ſind,
geflohn.

Dort wandelt, ſagt ein Dämon mir,
der Held
Mit jenem Lorbeer den Bellona ihn ver-
ehrt.
Dort hat Athene ſich vertraut zu ihm ge-
ſellt,
Die ihm oft ihre Huld auf Erden ſchon
gewährt.

Doktor Grabeſcheit.

Es ſtarb der Doktor Grabeſcheit.
Was nützt' ihm auch ſein irrdiſch Leben,
All' ſeine Kranken ſind ſchon in der Ewig-
keit;
Zu ihnen muß er ſich begeben.

Das Schaaf und das Lamm.

Eine Fabel.

„Mein Kind," sagt' jüngst ein Schaaf zum Lamme,
„Wag' dich ja nicht zu weit in Wald hinein.
Die bösen Wölfe pflegen unserm Stamme
Dort auf der Lauer stets zu sein."

Die Wölfe? Fragt' mit Zittern
Das Lämmchen. Ei! Was für Geschöpfe sind
Denn das. — „Wo diese, Kind, dich wittern,"
Entgegnete das Schaaf, „ist es mein Kind
Um dich sogleich geschehen.

Sie tödten und verzehren dich.“
Das Tödten, ſagt' das Lamm, wär' wohl
noch auszuſtehen
Doch das Verzehren, davor ſchaud're ich.

Der jüngſte Tag.

A.

Am jüngſten Tage wird der Löwe mit
dem Haſen,
Verkündet der Prophet, auf einer Weide
graſen.

B.

Nun dann iſt wohl der jüngſte Tag
bereits geweſen,
Man braucht nur unſre Meſtverzeichniſſe
zu leſen.

Devote Bitte der Sonettendichter, an J. H. Voß.

Ein Sonett.

Warum den Haß uns, Unerbittlicher!
Was haben wir denn gegen Dich begangen?
Wer sollte, Dich, in Versekunst ein Herr
Zu übertreffen, sich wohl unterfangen?

Gehörst doch wahrlich nicht zum großen Troß
Der kleinen Meister wie Pygmäenkehlen,
Die Dir zu gleichen suchen, Meister Voß,
Im Silbenmessen und im Füßezählen.

Laß unsre Cymbeltöne uns, die nimmer
Zu überschreien Dich, o Voß! vermögen.
Ein Laut von Dir zerschmettert sie in Trümmer.

Denn Dir ward der Posaune Wirbelton;
So hört, — bist Du um Deinen Ruhm verlegen? —
Am jüngsten Tag, Dich jeder Menschensohn.

Grabschrift auf den Arzt Hygin.

Hier liegt Hygin, der zweite Hypokrat,
Der nun, zu aller Menschen Heil, den Weg betrat,
Auf welchem seine Lorbeern rühmlich prangen,
Auf dem ihm alle seine Kranken vorgegangen.

Der Schwelger.

Als Plato's Scharfblick jüngſt auf einen Geiſt,
Der ſich von einem Schwelger erſt geſchieden,
Und der mit großen Schritten dreiſt,
Und wie es ſchien mit ſich zufrieden,
Zur Pforte nach Elyſium hineilte
Und ſie ſich öffnen ließ,
In ſeiner üblen Laune weilte,
Rief er im Zorne aus: „Wer hieß
Den Eingang dieſem Schwelgergeiſt
In dieſe Wohnungen verleihen?
Fürwahr! Beinah' ihr ſtrengen Richter weiſt

Mir dieſer Irrthum, daß der Anſchein euch
Betriegen kann. Wie ſoll man ſich erfreuen,
Des ſtrengen Rechts, das ſtets in meinem Reich'
Gehandhabt werden muß, wenn ihr
So unverſeh'n dem Laſter günſtig ſeid."

Verzeih'! Entgegnet' Minos. Wenn mit Rechten wir
Verdienen deinen Tadel, wollen wir bereit
Uns finden, unſers Amtes zu entſagen.
Man bring' den Geiſt noch einmal vor uns her.
Vor dir ſoll man ihn noch einmal erfragen
Dann ſollſt du ſelbſt ein Urtheil fällen."

Der Geiſt erſchien, man hielt Verhör

„Wer bist du? „Fuhr ihn ernst der Sprecher an,
„Es scheint aus deiner Miene zu erhellen,
Daß du die Tugend oft geradebrecht.
Gesteh' nur Alles, daß man dir nun kann
Nach Billigkeit und Recht ein Urtheil fällen."

Wahr ist's, entgegnete der Mane,
Ich lebte schlecht, allein ich starb gerecht.
Ich öffnete, seit meinen frühen Jahren,
Dem Laster Thür und Thor, befreiet von dem Wahne,
Daß Tugend mehr als Laster sei. So waren
Der Wollust meine Tage stets geweiht.
Ich lebte schlecht. — Doch kaum hört' ich die letzte Stunde,

Mir ſchlagen, da war ich denn gleich be-
reit,
Um zu entgehn dem Höllenſchlunde,
All' meine Sünden,
Ganz offenherzig zu geſtehen.
Ich trauete der höchſten Allbarmherzigkeit'
Wenn ſie als Reuigen mich ſehen
Und kennen wird. Ich ſahe alle Strafen
ſchwinden,
Sah' mit Vergebung mich gebenedeu't,
Ward frohes Muthes und entſchlief als
ein
Gerechter Mann. Ich lebte ſchlecht,
Doch bin ich nicht gerecht verſchieden?

„So ſo!" fiel Pluto unvermuthet ein,
„Nun wohl, ihr Richter habt nach Recht
Und Billigkeit ſein Urtheil ihm verliehn.

Wohlan! Ich bin's zufrieden,
Des Schwelgers Geiſt mag nach Elyſium nur hin.

Auf Laida.

Heut feierte, an ihres erſten Gatten Hand,
Den ſilbernen Hochzeittag
Frau Laida, die jetzt wie bekannt,
Schon vier und ſechzig Jahre zählen mag,
Nachdem die goldne Hochzeit ſie, auf ihr Gewiſſen,
Schon vor ſechs Jahren hätte feiern müſſen.

Agenor und Guinilde.

Ein Bardiet.

Mit Frühlingsblumen neu bekränzt
Trat eben Guinilde hervor.
Ha! ihre rothe Wange glänzt,
Erblickend ihren Agenor.

Guinilde.

Mein Agenor! Willkommen mir!
Dein Blick verspricht mir Tapferkeit.
Mir weißsagt dieser Wink von dir,
Daß du gesiegt im heißen Streit.

Komm nun! wirf dich in diesen Arm,
Nimm hin der Liebe süßen Kuß.
Sei itzt kein Held, scheuch allen Harm,
Und wink' mir zu den Liebesgruß.

Leg' blutbeſprißte Waffen ab,
Das rothe Schwert das oft erwählt,
Dem Feind in Ewigkeit ein Grab,
Das blinkend ſchon den Feind entſeelt.

Komm nun in deine Hall mit mir
Dein braunes Haar iſt ganz zerſtört,
Schweiß bricht aus deiner Stirn herfür,
Von Staub iſt dein Gewand verzehrt.

Und doch gefallſt du mir nun ſo.
Du haſt geſiegt, nun ruht mein Herz,
Der Feind der deinem Dolch entfloh,
Der fühlt nun des Beſiegten Schmerz.

Agenor.

Dein Herz, das oft in meinem Blick,
Die warmſte Liebe zu dir fand,
Weißſagte dir mein ſiegend Glück,
Das mir der Himmel zugewandt.

O reich' die Wang' zum Kuſſe mir,
Ein Blick voll Zärtlichkeit ſei dein.
Komm, Guinilde, komm' mit mir,
Führ' mich in deine Hall' hinein.

Bereite uns ein heit'res Mahl,
Reich friſchgereifte Früchte her,
Und Perlenmoſt in dem Pokal.
Beim Wonnekuſſe ſei er leer.

Erquicke mich mit einem Blick,
Der mich Ermüdeten erhebt,
Führ' mich in deinen Schoos zurück,
Der mich mit neuem Muth belebt.

Komm, Guinild, du theures Pfand,
Das mir der Himmel einſt verliehn.
O komm! Laß uns nun Hand in Hand,
Den Weg der Liebe wandeln hin.

Beide.

Ja wandeln wollen wir fortan,
Den Weg der Liebe Hand in Hand.
Bis uns der kalte Todtenmann,
Dereinſt ins kühle Grab verbannt.

Auf Pilopan.

Der Geißhals Philopan,
Iſt eines Erben wegen,
Aufs Aeußerſte verlegen.
Er ſucht, der gute Mann,
Bei Armen und bei Reichen,
Vergebens — Seinesgleichen.

Die Wahl.

Jüngſt kam ein Freund zu mir,
Und ſchien mir ſehr verlegen.
„Ich komm',“ ſprach er, „zu dir,
Um mit dir Rath zu pflegen.
Bin ein für alle Mal,
Entſchloſſen bald zu freien.
Doch quält mich noch die Wahl,
Mir ſtehet zwiſchen zweien,
Der ſchönſten Schönen frei,
Die Gattin mir zu wählen.
Denk' dir, mein Freund, nur zwei
Die gleiche Jahre zählen,
Die ſich einander nicht,
An Tugend Unſchuld weichen,
Und die ſich von Geſicht,

Wie zwei Madonnen gleichen —
Kurz denk' an ihnen wär'
Kein Zug zu unterſcheiden,
Wenn nicht von Ohngefähr,
Die Eine von den Beiden,
Wie eine Juno groß
Und ſchlank gewachſen wäre,
Die andre aber bloß
Dem Sohne der Cythere,
Dem kleinen Kupidon,
An Wuchs zu gleichen ſchiene.
Nun ſag' mir, welche von
Den Beiden wohl verdiene,
Die Gattin dir zu ſein?"

„Ich würde mit der Kleinen,"
Fiel ich dem Freunde ein,
„Am liebſten mich vereinen."

„Wie mit der Kleinen? Ei!
Da möcht' ich wohl vernehmen
Die ſtarken Gründe, die
Sie, lieber Frennd, bequemen,
So ſchnell ihr Urtheil, wie
Vom Blatt', mir abzuleſen."

„Mir war," fiel ich hier ein,
Dies Wahrheit ſtets geweſen,
Das was von jedem Stand,
Von jedem Klub und Orden,
Als Regel anerkannt,
Und eingeführet worden.
Vom Kaufmann hab' ich hier
Die Regel hergenommen:
Von ſchlechtem Gut' laß dir,
Stets kleinen Vorrath kommen.

Der Sturm.

Was bleibt dem Ehemann, wenn er
Sein Geld und Gut und viele Freuden
Des Lebens hingeſchwunden, und nunmehr
Verarmt, durch viele Leiden,
Alle ſeine Kräfte aufgezehret ſieht?
Zwei Worte löſen auch die Frage:
Sein Weib. — Nicht lange her ſo flieht
Jack Seltenſtrom, gedrückt von ſeiner Lage,
Nachdem des Schickſals Laune er,
In jeglicher Geſtalt empfunden,
Und am Ziel nunmehr
Bloß mit dem Schmerze jener Wunden,
Die ihm das Schickſal ſchlug,
Zu kämpfen und zu ringen hatte,
Den Boden welcher ihn als Jüngling trug.

Als armer und bedrängter Gatte,
In einem fernen Welttheil ſich nunmehr,
Ein neues Glück und neuen Segen,
Vom Himmel zu erflehen, eilte er,
Ohn' lange Rath zu pflegen,
Mit ſeinem Weibe an der Hand,
Ein Kaufartheiſchiff zu beſteigen,
Das eben hin, nach der Brachmanen Land,
Der Zufluchtsort der feigen
Verarmten Brut, zu ſteuern, in Kanal
Die Seegel ſpannte,
Die Anker lichtete und das Signal,
Bald auszulaufen, ſchon abbrannte.

Drei ganzer Wochen ward vom Meer',
Bei gutem Wind' ganz ruhig und gelaſ-
ſen,
Das Boot dem Hafen nähr
Gebracht. Es ſeegelte dermaßen,

Daß Haupt- und Steuermann, in ihrer Terminologie,
Bei allen Elementen hoch betheuerten,
Daß dieſes Schiff von allen die,
In dieſe Straße ſeit Vespuzzi ſteuerten.
Der ſchönſte, beſte Seegler wär'.

Doch mit der vierten Woche ſchwanden,
Die heitre Luft, der ſanfte Wind, das ſtille Meer.
Als wenn die Elemente von den Banden,
Mit welchen die Natur ſie ſchon,
Seit den entfernteſten Aeonen,
Zu zügeln weiß, ſich loszureißen drohn,
Und einverſtanden mit den wüthendſten Dämonen,
Ein neues grauſenvolles Ohngefähr,
Zu ſchaffen ſtrebte, ſah man ſtraks von allen Seiten

Der Stürme großes Heer,
Den weiten Ozean beſtreiten.
Die Wellen hoben ſich zur Alpenhöh' empor,
Die Donner rollten in den obern Regionen,
Und überſtimmten mächtiglich der Stürme Chor,
Die mit Despotenmacht in jenen Zonen,
Zu hauſen pflegen. Kurz es ſchien
Sich alles zu verbinden,
Als ſollte, trotz des Haupt- und Steuermanns Bemühn,
Das Schiff hier ſeinen Untergang ſchon finden.

Beſorgt ſtand nun des Schiffs Regent.
„Halo!“ ruft er mit lauter Stimme,
„Kein Mittel iſt mir mehr vergönnt,

Dem Elementengrimme,
Zu widerſtehen. Wollet ihr
Daß uns das Meer nicht ſoll verſchlingen,
So muß ein jeder mir,
Straks alle Dinge bringen,
Die er nur miſſen kann,
Und überflüſſig uns das Schiff beſchweren.
Der Augenſchein muß jedermann,
Bald überzeugen und belehren,
Daß wir verloren ſind wenn wir verziehn,
Von unſerm Ballaſt uns bald zu befreien."

Bei dieſen Worten ſchien
Das Leben auf dem Schiff' ſich zu ver-
neuen,
Man lief von allen Seiten hin und her,
Ein jeder holte, brachte
Was er ſich ohngefähr
Als überflüſſig dachte.

Jack Seitenſtrom nur ſtand,
Ganz ſorglos unbekümmert,
Wie einem der zum Tod verbannt,
Die fernſte Hoffnung nicht mehr ſchimmert,
Am großen Maſtbaum angelehnt.

„He Jack!“ ruft laut der Hauptmann
ihm entgegen,
„Nicht länger der Geduld gefröhnt,
Ihr habt jetzt nichts zu überlegen,
Nur raſch! Bringt euren Ballaſt her.

Als wie aus einem tiefen Traume
Geweckt, eilt unſer Jack nunmehr
Mit Vogelsſchnelligkeit nach dem Schiffs-
raume,
Und ehe fünf Minuten noch vergehen,
Sah' ihn mit ſeinem Weib' zur Seite,
Der Hauptmann vor ſich ſtehn.

„Nun Jack werd' ich denn heute,"
Rief ihm mit aufgebrachten Sinn,
Der Hauptmann zu, „noch deinen Ballaſt
ſehen?

„O ja!" Rief Jack und zeigt auf ſeine
Gattin hin,
„Hier hab' ich meinen Ballaſt ſtehen."

An die ſchöne Mela.

Du willſt mir, ſchöne Mela, deine Verſe
rezitiren?
Ich bitte, Freundin, ſehr, verſchone mich.
Ich will von deinen Reitzen nichts verlie-
ren.
Und ſie, die Muſen, ach! entſtellen dich.

Der eiferſichtige Philant.

Philant beklagt ſich über jene Wunden,
Die ſeine ſchöne Gattin ihm verſetzt,
Wenn ſie den theuren Schwur, der ſie verbunden,
Durch manchen freien Ausflug ihm verletzt.

Fürwahr! das heiß' ich ſich mit Grillen plagen.
Der eiferſichtige Philant vergißt,
Sich über ſeine Gattin zu beklagen,
Daß ſie auf ihn nicht eiferſichtig iſt.

Der Schwur.

Hört auf, o Freunde! mich zu quälen.
Ich will ein andres Leben wählen,
Nur hört mich mit Besonnenheit,
Sonst schlichten wir nicht unsern Streit.

Das will ich, Freunde, zugestehen:
Kein Mädchen ferner anzusehen.
Es giebt auch ohne Minnespiel,
Der braven, guten Dichter viel.

Doch wie? den Wein, den sollt' ich missen?
Dann, Freunde, muß ich ernstlich wissen:
Ob ich auch ohne Tropfen Wein
Noch könnte wohl ein Dichter sein.

Den Wein, den Wein wollt ihr mir
laſſen?
Doch nur die Mädchen ſoll ich haſſen?
So ſchwör' ich, Freunde, euch: beim Wein
Kann ich nie ohne Mädchen ſein.

Der reiche Fuß.

Hier iſt zum beſſern Leben,
Der reiche Fuß verſenkt,
Den Armen kann er itzt nichts geben,
Weil er itzt ſo wie olim an ſie denkt.

Amors Bitte.

Mein Vater, sprach der Sohn der Aphrodite
Zum Donnergotte — „o versage mir
Doch jetzt nicht eine nur ganz kleine Bitte;
Leih deine stärksten Donnerkeulen mir!

Was willst du Amor mit den Donnerkeulen?
Entgegnete ihm Zevs. — Mein liebes Kind,
Glaub' nicht du spielst mit jenen leichten Pfeilen,
Die nur für deinen Arm geschaffen sind.

„Ich muß," erwiederte mit stillen Thränen

Der kleine Cypripor dem Jupiter,
„Zur Donnerkeule meinen Arm gewöhnen,
Denn meine Pfeile helfen mir nichts mehr.

Kein Jüngling will mir jetzt mehr unterliegen;
Mein scharfster Pfeil sogar verwundet nicht.
Und Mädchenherzen jetzt noch zu besiegen,
Das ist ein Sieg, dem es am Ruhm gebricht.

O Vater! leih' mir beide Donnerkeulen!
Versuchen will ich es von heute an,
Ob ich mit ihnen, wie mit meinen Pfeilen,
Noch einen Jüngling überwinden kann."

Wie, Kind, du willst die große Quelle schwinden

Verſiegen laſſen? — fällt ihm Zevs hier ein. —
Willſt Mädchenherzen nicht mehr überwinden?
Die dir einſt könnten neuen Ruhm verleihn?

Geändert haben, Vater, ſich die Zeiten,
Entgegnet' ihm der Aphroditen Sohn.
Der Mädchen Herzen ſind jetzt leicht zu leiten,
Sind leider biegſam wie ein weicher Thon.

Desmegen trotzt der Jüngling meinen Pfeilen,
Und trifft ihn einer jetzt von ohngefähr,
So ſtehen gleich, die Wunde ihm zu heilen,
Die ſchwachen Schönen alle um ihn her.

So war es nicht in meinen Jünglingsjahren,
Entgegnete ihm Zevs. Denk nur einmal
Zurück, als ich noch liebte. Ach! da waren
Der Schönen Herzen, leider! hart wie Stahl.

Ja, ja, wo sind nunmehr die guldnen Zeiten?
Erwiedert lachend ihm der kleine Wicht.
Wozu konnt dich die Liebe nicht verleiten?
Erinnerst du des Stiers, des Schwans dich nicht?

Sonnst konnten Mädchen aus dem Jüngling schaffen,
Wie Phydias aus einem rohen Stein,
Bald einen Donnergott, bald einen Affen,
Er mußte stets damit zufrieden sein.

Jetzt kann der Mann mit ihnen Alles
machen;
Sie können, leider! ihm nicht widerstehn.
Und was noch ärger ist: ich seh' sie lachen,
Es scheint mir bald, daß sie es gerne sehn.

Bav und sein Weib.

O goldne Einigkeit der Ehe!
Bav und sein Weib genießen sie.
Wenn Bav heut spricht — dies oder das
geschehe —
Dann fügt sein Weib sehr weislich zu: ihr
Nie.

Die Sonette.

Ein Sonett.

Es lebten unſre Schöpfer in den Zonen,
Wo gleich den Kindern höherer Naturen,
Gedeihen, neben Blumen bunter Fluren,
Des Gärtners Hand entbehrend, die Zitronen.

Im Buſen muß der Götterfunke thronen,
Aus welchem unſern Schöpfern wir entfuhren.
Darum vermogten, dem auf unſern Spuren
Begriffnen Fremdling nimmer wir zu lohnen.

Wir sind geweihtes Bodens edle Keime,
Die in der Blüthe sich Sonette heißen;
Ihm dürfte Keiner lohnend uns entreissen.

Jetzt übt an uns der Deutsche seine Kräfte;
Er dehnt und presst uns ein in seine Reime,
Und zeigt in uns nur — Runkelrübensäfte.

Auf Just.

Herr Just ist doch fürwahr ein milder Mann.
Zum Geben kann er sich zwar nicht entschließen.
Mein Beutel, sagt er, kann nicht büßen.
Ich wünsch' den Armen, Alles, was ich geben kann. —

Weinlied.

Trinkt, Brüder, trinkt Wein!
Schnell fliehen die Jahre.
Schnell greifen die Haare,
Bald pochet Freund Hain.

Dann heißt es ſtrake: Auf!
Ihr ewigen Zecher,
Verlaſſet die Becher,
Zum Himmel hinauf!

Dort miſſen wir Wein,
Dort trinken, o Leiden!
Die edleren Heiden,
Den Nektar allein.

Der kranke Dichter.

Jüngst ließ ein siechender Apollosohn
Den Arzt zu sich bescheiden.
„Worin bestehen" fragt mit ruh'gem Ton
Der Aeskulap den Kranken, „ihre Leiden?"

Begeistert blickt der Dichterling umher,
Sein Auge straite Feuerfunken.
Sie fragen noch, rief er,
In welche Leiden ich versunken?

Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Irions rasseln,
sahe

Die Brut des Danaus,
Verdammt zum Spott bei bodenlosen
Fässern,
Und Minos Antlitz, und das Feld
Elysiens —

„Mit Ihnen wird es sich bald bessern,"
Fiel ihm der Arzt hier ein. „Denn schlecht
bestellt
Fand ich es nie mit Kranken, die
Sich solcher Stärke des Gedächtnisses er-
freuen."
Gedächtniß? Ich? Das hab' ich nie
Gepflegt; sagt ihm der Musensohn. „Und
doch verleihen
Sie mir den glänzendsten Beweis davon.
In jenen Zeilen eben,
Die Sie hier rezitirten, hat uns schon

Germaniens Horaz 'nen Ohrenschmaus ge-
geben,
Und das vor einem halben Säkulum." —
Wie? Was?
Rief der Apollosohn entrüstet,
Germaniens Horaz? Ich glaub' fürbas
Daß es, Herr Doktor, Sie gelüstet,
Mir krankem Wesen noch den letzten Stoß
Zu geben. Mich, im Schaffen und Er-
finden
Original, des Plagiats zu zeihn!
Den Schimpf werd' ich nicht überwinden —

„Ei wirklich!," fiel der Arzt ihm ein,
„Sie wähnen sich für Schöpfer jener Zei-
len?
Sehr Schön! O möchte dieser Glaube sich
In Ihrem Körper auch verweilen!
Dann darf ich hoffen sicherlich.

Daß er, in meinen Arzeneien, Säften,
Sich auch bald des Bewußtseins freut,
Des Eigenthums an Kräften,
Die ihm die Kunst verleiht."

Auf Ligette

Ihr sagt, Ligette litte große Noth,
Und will sich nicht von ihren Reitzen nähren.
Sie haßt, sagt ihr, dies lasterhafte Brot,
Nun wohl! dann lebt sie ja in Ehren!

Der Baſtard.

Hinz und Kunz.

Hinz

Der feine Mann dort will zur Tugend uns beſeelen
Das wär', fürwahr! ein ſaubrer Moraliſt.

Kunz

Was könnt' dem Manne zum Tugende lehrer fehlen?

Hinz.

Sie wiſſen wohl nicht, daß er Baſtard iſt!

Kunz.

Und könnt' der nicht die Tugend auch verehren?

Hinz.

Wie Freund? Sie wollen einem ſolchen
Mann'
So ihr Vertrauen unbedingt gewähren,
Der Vater, Mutter, uns verleugnen kann?

Die Sinngedichte an den Leſer.

Bedenken ſollen wir nie tragen,
Die Wahrheit, Leſer, dir zu ſagen,
Das war und iſt noch unſer Ziel,
Doch trau uns, Leſer, nicht zu viel.

Antwort an eine Braut an ihrem Hochzeittage.

Ja, Freundin, heut, werd' ich zugegen.
Bei deinem Hochzeitmahle sein,
Doch dir verzeih' es, sollt' verlegen,
Ich heut' in deinem Zirkel sein.

Denn, Freundin, sag' könnt' ich zufrieden,
Mit einem Mahle heute sein.
Verschenkst du heut' nicht was hienieden,
Nicht kann das Meinige mehr sein?

Die Steine.

Eine Erzählung.

Einſt hat ein ſo genannter Nekromant,
So ein Geſelle von der Zunft die, wie bekannt,
Durch Gaukelei, durch Blendwerk und dergleichen,
Des Weiſen und des Thoren Beifall zu erſchleichen,
Nach allen Gegenden herum zu ziehen pflegt.
In eine kleine Stadt ſein Büdchen hinverlegt.

Mit lauter Stimme ruft der wackre Zunftgeſelle

Von seiner hochgebauten Stelle:
He he! Ihr lieben Leutchen, hört
Von Seltenheiten, die euch meine Kunst gewährt!
Seht nur die Tropfen hier, die Wunder
Für Kopf und Magen thun. Gleich Zunder
Verfliegt durch sie
Kolik und Hypochonderie.
Mit Golde solltet ihr aufwiegen
Dies Tonikum, das ohne Lügen
Den Tod noch dann von uns verjagt,
Wenn er uns seine Rechte anzubieten wagt.
Sagt, welche Uebel euch noch quälen,
An meiner Kunst soll es nicht fehlen,
Das könnt ihr fest versichert sein,
Nach Wunsch davon euch zu befrei'n.

Kaum hatte nun der Magier von seinem Throne
All' seinen Wunderkram mit solchem dreisten Tone
Der ganzen Stadt empfohlen, so vernimmt
Man Alles stracks für ihn gestimmt.
In jedem Klubb, in jedem Zirkel
Bewunderte und pries man seine Schnirkel.
Der Wundermann, der Nekromant
War nun bald überall bekannt.
Die Stadt? — Hör' ich den Leser fragen —
Die Stadt — ich wollt's ihm eben sagen —
War, offenherzig zu gestehn,
Kein Sparta, kein Athen.
Es war ein Städtchen, das, nach einer Sage,
Von seiner Bildung und Kultur-Anlage.

Das andere Abdera heißen muß.
Und so wie einst Demokritus
Auf Mittel, die, die Quelle aller Geistesschwächen
An seinen Brüdern abzustechen,
Vermögend wären, unermüdet sann;
So schien auch unser Nekromant
Versucht, von einem Uebel Nutzen zu erlangen,
Das jetzt im ganzen Städtchen umgegangen.

„Wie?" — Ach! da greift mir schon ein Theologe vor,
Spannt seinen Finger, spitzt sein Ohr —
„Ein Uebel hat das Städtchen angefallen?
Davon muß Luxus, Völlerei vor allen
Die nächste Ursach sein." — „Was plaudern sie,"

Fällt ein Juriſt ihm ein, „von einer Agonie,
Von der vergebens ſie, das Städtchen zu erretten,
Mit ihren Predigten verſuchet hätten.
Mir ward durch gute Hand
Des Uebels wahrer Grund bekannt.
Nie ward das Jus — Ich höre ſchon,"
Fällt dieſem ein, ein Schüler des Hypokraton,
„Daß ſie mir anzugehen
Mit ihrer Jura kommen. Sie auch ſehen
Das Uebel nicht mit klaren Augen ein.
Die Jahreszeit verpeſtete die Luft" — ſo ſein
Sie doch, (ich muß dem Spiele
Ein Ende machen, wenn ich noch zum Ziele
Heut kommen ſoll) gelehrte Herren, nur in Ruh',

Und hören einem ſchwachen Moraliſten zu.

Das Uebel kam nicht her von Sünden,
Die Jura ſah man auch nicht ſchwinden,
Und ſelbſt die Luft war hier ſo rein,
Wie ſie es pflegt in Jonien zu ſein.

Das Uebel war, daß alle Männer ſich entſchloſſen,
Den Cicisbeen, die ſich unverdroſſen
Zu ihren Ehehälften hingedrängt,
Und ſie mit mancher Stirnenzierd' beſchenkt,
Den offnen Zugang abzuwehren.
Kein Tag verging, ſo konnt' man hören,
Wie Männerſinn, von Eiferſucht bethört,
Froh dieſer Göttin ein Geſchenk verehrt'.

An jedem Tage publizirte man beim
Männerrathe
Die strengsten und nachdrücklichsten Pla-
kate:
Der Ehe heiliges und keusches Band,
Das man bisher sich schimpflich unterstand
In ihren Horden zu entweihen,
Von allem Flecken zu befreien.
So konnte man
Tagtäglich einen neuen Plan
Wie gegen Vestalinnen, sehen
Vom großen Männerrath' ergehen.

Bald sollte sich zum Zeitvertreib
Bei hoher Strafe nie ein Weib
Auf öffentlichen Promenaden,
Wenn sie hierzu nicht eingeladen
Von ihrem treuen Gatten wär',
Betreten lassen, bald nicht mehr

An offne Fenſter ſich begeben.
Und — kurz kein Tag war zu erleben,
Wo ſie, die Eiferſucht, nicht einen Plan
Für ihre lieben Jünger ſchaffen ſahn.

Als dieſe Sucht nun ſo von allen Seiten
Schon ziemlich auszubreiten
Und mitzutheilen ſich begann,
Erſchien zum Glücke unſer Wundermann.

Sein Ruf konnt' Alles in Bewegung ſetzen.
Es eilte, wie zu einem Götzen,
Was Fuß und Augen hatte,
Der Jüngling und der Gatte,
Das Mädchen und das Weib, zum Wundermann.

Mit großen Schritten, dem's, wie man
wohl denken kann,
An Mitteln nie gebrach,
Für seine Künste nach und nach
Sein Auditorium bald einzunehmen,
Das sich, um seine Wunder zu vernehmen,
Von Tag zu Tag in größern Trab
Nach seiner Zelle hinbegab.

Im Rath der Männer war nunmehr
zu überlegen:
Ob eines solchen Schauspiels wegen,
Wo es oft ging zu bachanalisch her,
Nicht manche Vorsicht nöthig wär'.
Und ob auch ihrer lieben Frauen Ehre
So ungehindert wohl zu trauen wäre
Bei'm Händedruck und Augenspiel,
Das sich der Cicisbe von neuem, um sein
Ziel

Bei der Gelegenheit nun wieder zu erlangen,
In Gegenwart der Männer öfters unterfangen.

Bis endlich ihre Sitzungen so weit gediehn,
Daß plötzlich die Ukase Seiten Raths erschien:
Daß Alles was nur männlich wäre, kann
Am Vormittag bei unserm Wundermann
Einkehren. Der Nachmittag aber soll allein
Für's weibliche Geschlecht behalten sein.

Mit Neide würden die Bourbone sehen
Hier den Gehorsam, den man sie erflehen
Vergebens jetzt von ihrem Volke hört.

Was ist die Despotie nicht werth!
Hier sahe man den Paladin sich biegen
Und die Dulcinea sich schmiegen
Nach dem Befehl der Despotie.
Und Jeder war mit der Apologie:
„Der edle Rath hat es beschieden"
Mit seinem Nachbar gleich zufrieden.

Daß nun bei dieser Sucht der Wundermann
Auf Mittel unermüdet sann,
Sich größern Nutzen zu erjagen,
Brauch ich dem Leser nicht zu sagen,
Wenn er von Ferne nur die Gaukler kennt,
Die unsre Zeit mit Ehren nennt.

Es war an einem Vormittag, an welchem sich
Die Männer unsrer Stadt recht brüderlich

Bei unſerm Magier einſt eingefunden.
Als unſer Biedermann nun ſeine Kunden
So recht vergafft in ſeine Fratzen fand,
Mit denen er den Geiſtesſchwachen den Verſtand
Von Jakob Böhmens Geiſter,
(Auch ſeine hochberühmte Meiſter)
Und jedem Körperſiechen ſo viel Jahre
Wie einſt der Himmel ohne graue Haare
In jener goldnen Zeit Methuſela verliehn,
Mit dreiſter Miene zu verſprechen ſchien:
Holt er, um eine Probe abzulegen,
Daß er doch des Gewinnſtes wegen
Von ſeinen Wundern nicht
Mit ſolchem Ruhme ſpricht,
Sich einen großen Kaſten voller Steine.

„Vom Induſtrande bis zum Rheine

Wird man ſich ſolchen Stein" — begann
Mit unverſchämter Dreiſtigkeit der Zauber-
mann,
„Vergebens ſuchen. Die alten Weiſen
Vom Zoroaſter bis auf Paracelſus
preiſen
Nach ſchon bekannten Kräften ihn.
Doch, Freunde, mir war es verliehn,
Aus ihm für unſre böſen Zeiten
Die wunderbarſte Kraft zu leiten."

„Nehmt ihr nur einen ſolchen Stein
Und legt — doch Freunde euch allein
Sag' ich es hier ganz in Vertrauen —
Und legt im Schlafe euren Frauen
Ihn auf den Buſen hin;
So werden ſie, durch dieſen ſechſten Sinn
Bethört, ſich nicht enthalten
Euch die geheimſten Falten

Und Schlingen ihres Herzens unverstellt
Anzuvertrauen.“ — Betroffen fällt
Ihm hier der eifersücht'ge Haufen ein:
„O zeigt uns doch den wunderbaren Stein!
O größester der Weisen!
Nun können wir uns glücklich preisen,“
Raunt freudenvoll das eifersücht'ge Chor
Einander sich ins Ohr.
„Jetzt haben wir den echten Talisman,
Dem wir schon längst entgegensahn.“

Der abgefeimte Wicht, dem es an gutem Willen,
Den Wunsch erhitzter Thoren zu erfüllen,
In dieser Welt noch nie gebrach,
Schien zwar, mit ein'ger Mühe allgemach
Dem Wunsche seiner Jünger nachzuleben.
Doch, wollte Gott! daß allen, welche geben,

Ein ſolches frohes Herz verliehen wär',
Daß ſie das liebe Geld nicht unverdroſſener
Dem Darbenden hingäben, als hier dieſer Steine,
Die man vom Induſtrande bis zum Rheine
Vergebens ſuchen ſoll, den Thoren zugeſtand.

Wie froh war unſer Nekromant,
Als er, indem er das Begehren
Berauſchter Thoren zu gewähren,
Hier mit der Miene eines Xenokrat verſprach,
Die wunderbaren Steine allgemach
Von jenem eiferſüchtgen Troß, der ungeſchliffen
Nach ihnen ſich gedrängt, vergriffen

Und in vollem Eifer ſie beinah
Sich aus den Händen reißen ſah.

Es läßt ſich wohl von ſelbſt erwägen,
Daß unſer Held des Beifalls wegen
Den leeren Beutel nicht vergaß,
Den ihm, bei dieſem Spaß
Mit gutem Willen
So ziemlich anzufüllen,
Der ganze Schwarm ſich einverſtand.

In einem Nu ſah' unſer Nekromant
Den ganzen Haufen ſich empfehlen;
Der nun mit Ungeduld zu zählen
Die Augenblicke ſchon begann,
Die Kräfte, die der Wundermann
Gewagt den Steinen beizulegen,
Mit eignen Sinnen zu erwägen.

Kaum ſchloß ein Weib denſelben Tag
Die Augenlieder nur, ſo lag
Auch gleich ein Stein auf ihrem Buſen.
Allein — Sagt was geſchah, ihr holden
Muſen —
Vergebens horcht der gute Mann,
Vergebens ſtrengt' er ſeine Sinne an.
Umſonſt dreht er den Stein von allen
Seiten,
Er ſieht und hört nur Heimlichkeiten,
Die ihm ſchon, ohne ihn ſo zu bemühn,
Sein Weibchen längſt verliehn.

Ermüdet endlich, ſich bei ſolchem Hö-
ren
Und Sehen länger zu belehren,
Sah man die Männer alle bald darauf
Von allen Seiten hin in vollem Lauf

Zu ihrem Wundermanne eilen,
Und ihm ihr Staunen mitzutheilen.

Kaum waren sie dort angelangt, begann
Ihr Sprecher: „großer weiser Mann!
Hier bringen wir euch eure Steine,
Wir probten sie, doch keine
Der Kräfte haben wir an ihnen finden können.
Die ihr, Herr Doktor, habt gewußt uns herzunennen.“

„Wie so?“ fiel ihnen unser Magier hier ein,
„Könnt ihr des schon versichert sein?“

„Wir müssen's euch,“ fuhr jener fort „vertrauen,

Daß wir an unſern eignen Frauen
Mit euren Steinen den Verſuch gewagt.
Doch nichts ward uns geſagt
Von den geheimen Ränken
Und den berufnen Liebesſchwänken,
Mit denen ſie uns oft bethört —
Und kurz, wir haben nichts geſehen, nichts gehört."

„Wohlan, geſchätzte Freunde," fiel hier ihnen
Mit ſanftem Ton und ſchalken Mienen
Stracks unſer Nekromante ein,
„Hieraus ſoll wohl zu ſchließen ſein:
Daß nun von jener wunderbaren Gabe,
Die ich an meinen Steinen euch empfohlen habe,
Nicht die geringſte Spur zu finden wär'?
Da irrt ihr, Freunde, wahrlich ſehr.

Der Stein wird unſern Wunſch nur dann erfüllen,
Wenn er uns Heimlichkeiten zu enthüllen
Und zu verrathen weiß.
Daß, liebe Leutchen, er, troß euerem Geheiß
Euch keine Heimlichkeiten itzt verliehen,
Hieraus müßt ihr vielmehr die Folge ziehen:
Daß keine Heimlichkeiten zu verrathen waren.
Habt ihr nun nicht durch meinen Stein erfahren,
Was euch noch keine Kunſt gelehrt:
Daß eure Ehe nicht durch Untreu wird entehrt?"

Jetzt ſah' man alle mit dem feſten Glauben,
Den ihnen keiner hätte können rauben:

Die beſte Schöne im Beſitz zu haben,
Nach Hauſe voller Freuden traben.
So ſtellte ſich die Eiferſucht nicht wieder ein;
Und dies vermochte nur der wunderbare Stein.

Der Dichter Lilienhain.

Dem Wieland ſchickt der Dichter Lilienhain,
Stets ſeine Verſe durch zu ſehen,
Um ſich, wie jener Cyniker, den Sonnenſchein
Vom Alexander zu erflehen.

Der Spatz.

Eine Fabel.

Einst hatte sich in einem Hain
Ein junges Spatzchen eingefunden.
Das Wesen dünkte sich sehr fein,
Und vieles wollt' ihm dort nicht munden,
Es sah' mit stiller Einfalt nur,
Den Adler, den Hochherzigen, sich regen,
Mit ernstem Blick die Eule, jede Spur
Der weisen Schöpfung, um sich her erwägen;
Und hört, in leisem Harmonienton
Der Nachtigallen Stimme sich erheben.

„Was ist das," rief mit Hohn
Das Spatzchen, „hier doch für ein Leben!

Gewandert bin ich ſchon durch manchen Staat;
Die Krankenſtille hab' ich nirgend vorgefunden.
Zum Glück führt mich das Schickſal her,
Den Lebensfunken bei Euch aufzuſchüren.
Ich will — vergönnt mir nur Gehör —
In Eurem Kreiſe . . . . . rezenſiren."

Gehör? fiel ihm die Eule ein. Mein Kind,
Sag, wie viel Zeit haſt Du zurück zu legen
Bis Stimm' und Bart gereift Dir ſind? —
Die laß uns, Deinen Antrag zu erwägen.

Wem fallen hier nicht manche junge Krittler ein,
Bei unſerm jungen Spatzen?

Doch dieſer ſchwieg, und jene — nein!
Betäuben uns mit ihrem Schwatzen.

Auf Polus.

Glaubt, Freunde, nicht, daß ohn' Bedenken,
Sich Polus um ſein Leben bracht'.
Der gute Mann hat wohl bedacht,
Was beſſer wär' — erſchießen oder henken,

Ich und die Mädchen.

Einſt fragt' ein Mädchen mich:
Kannſt du mich Jüngling lieben?
Ich unerfahren noch,
Ward roth und floh von dannen.

Nun ward ich endlich dreiſt,
Ein Mädchen ſo zu fragen.
Sie ſchwieg, ward böſ' auf mich,
Und floh und wollt nichts hören.

Nun flieh' ich ſie nicht mehr,
Und ſie mag mich nicht fliehen.
Ich wag's ſie lacht und bleibt
Sie fragt und läßt mich fragen.

Der Fuchs und der Hase
Eine Fabel.

„Ich denke," sprach der Fuchs zum Ha-
sen, „morgen
Mein Herzens Freund für dich
Auf eine gute Art zu sorgen.
Du sollst durch mich
In großen Rath dich bald befördert sehen.
Ich hab' dir schon der Stimmen viel
Durch Ränke, Bitten, Flehen
Gewonnen, um mein Ziel
Ohnfehlbar zu erreichen.
Hab' selbst den Löwen deinen Biedersinn
Und deine Weisheit ohne gleichen,

So sehr empfohlen, daß ich fest versichert
bin,
Er wird dir seine Stimm' nicht vorent-
halten."

„Wohl! Guter Isegrim! Fiel hier der
Hase ein.
„Daß heiß' ich gegen seinen alten
Großmüthigen Freund noch edel sein."

„Doch soll sich unser Handel nicht zer-
schlagen,"
Fiel hier der Fuchs dem Hasen ein,
„Darfst du mir den Gefallen nicht versa-
gen —"
Der wäre? fragt' der Hase. — „Einzig
und allein
Den Ruf großmüthig auszuschlagen."

Der Nachtwandler.

Kaum ſiebzehn Jahr' war Suschen alt,
Als ſie gewählt ſchon hatte,
Sich einen Jüngling, ſchöngeſtalt,
Der einſt ſollt' ſein ihr Gatte.
Und Junker Stauf, ſo nannt' er ſich,
Der konnte lieben, koſen.
Und war ſo ſanft, ſo ſchmeidiglich,
So friſch wie Frühlingsroſen.

Mit ihm lebt Suschen bald ein Jahr
Im feſteſten Vertrauen.
Das nahm nicht Vater, Mutter wahr,
Das konnt' kein Fremder ſchauen.
Wenn Alles ſich begab zur Ruh,
Kam Junker Stauf zu gehen,

Sprach seinem schönen Suschen zu,
Da 's Keiner konnte sehen.

Sie öffnet leis' das Fenster dann,
Dem Lieben sich zu zeigen,
Winckt ihm, setzt eine Leiter an,
Ihr Fenster zu ersteigen.
So ward dann, kaum war er hinein,
Der Liebe Fest gefeiert.
Und bei dem keuschen Mondenschein
Der Liebe Schwur erneuert.

Doch, als schon manche halbe Nacht
So ward mit Händedrücken,
Mit Schnäbeln, Tändeln hingebracht,
Und siehe! Vor Entzücken
Wird Ritter Stauf und Suschen schön
Einst, Hand in Hand geschmiegt,

Beim Schnäbeln, Tändeln unverſehn,
In ſüßen Schlaf gewieget.

Ach der empfindet wahrlich nicht,
Was ihm das Glück verliehen,
Dem es in ſolchem Schlaf' gebricht,
An ſüßen Phantaſieen.
Auch Junker Stauf gebrach es nicht,
An ſüßen Träumereien.
Auch ihn begann ein Traumgeſicht,
Im Schlafe zu zerſtreuen.

Er wähnt bei Suschen nicht zu ſein,
Und wünſcht ſie jetzt zu ſehen.
Um ihrer Liebe ſich zu freu'n,
Und ſeine zu geſtehen.
Und dieſer Wahn beſtärkt ihn ſo,
Das unvermerkterweiſe,

Er ſtraks aus ihren Armen floh,
Und gleich antrat die Reiſe.

Er ſtieg im vollen Schlaf, dies kann
Nur freilich ſolch ein Ritter,
Zum Fenſter h'naus und ſprang alsdann,
Aufs nächſte Gartengitter,
Da lief er philoſophiſch h'rum,
Und machte ſchöne Faxen,
Und Bogen mit den Händen, krum
Wie Sonnenparalaxen.

Dies Schauſpiel währte nach und nach,
Ein paar gevollte Stunden,
Indeß der Morgen allgemach,
Sich friedlich eingefunden.
Die Mutter Johne ſtand nun auf,
Erſtaunet als ſie ſiehet,

Daß Ritter Stauf zum Fenſter 'nauf,
Nach Suschens Zelle ziehet.

Es tobte, lärmte Mutter John',
War auſſer ſich vor Schrecken.
Verſprach dem Ritter derben Lohn,
Eilt Vater John zu wecken.
Nun lieſen ſie zum Zimmerlein,
Die Thür' gleich einzulegen.
Sie ſchlagen, lärmen, pochen, bräu'n,
Doch keiner wollt ſich regen.

Indeß kam noch mehr Volk hinauf
Das Lärmen zu entdecken.
Und während dem wacht Suschen auf,
Denkt nur ihr gräulich Schrecken.
Der Ritter kam in's Fenſter h'nein,
So wie er ward geboren.

Und Vater, Mutter hört sie schrei'n
Nun hält sie sich verloren.

Doch so erschrocken sie auch war,
Eilt sie gleich, ihren Lieben,
Ihn zu entreissen der Gefahr,
In ihren Schrank zu schieben.
Kaum aber war der Ritter h'nein,
Sah' sie die Thür' aufsprengen,
Darauf in einem Nu herein,
Den ganzen Troß sich drängen.

Man sucht gleich Alles eifrig nach,
Denkt nun schön Suschens Schrecken.
Denkt ihren Harm, dem nichts gebrach,
Als ihn noch zu entdecken.
Und endlich wird der Paladin,
Zum Staunen vorgefunden.

Sein großer biedrer Rittersinn,
War nun vor Schreck verschwunden.

Kein Wort und keinen Laut war er,
Vermögend vorzubringen.
Er schien wie ein Ohnmächtiger,
Verzweiflungsvoll zu ringen.
Mit Ehren schlug man gleich hinaus,
Nachtwandler Stauf mit Stöcken,
Und Suschen starb bei diesen Straus,
Bald drauf vor großem Schrecken.

Ihr Mädchen höret die Moral
Von dieser feinen Mähre.
Vertrauet eure Ehre all
Nicht stets dem Ohngefähre.
O prüfet erst Gedank und Herz!
Eh' ihr euch, Traun! ergebet,

Auf daß ihr solchen herben Schmerz,
Wie Suschen, nicht erlebet.

Auf einen bucklichten Dichter.

Die Musen pflegen denen,
Die ihrem Dienst sich weihen,
Gleich allen edlen Schönen,
Geschenke zu verleihen,
Auch dir, o großer Musensohn!
Verehrten sie — den Helikon.

Das Regeneriren.

Was heißt Regeneriren?
Fragt einſt ein Handwerksmann.
„Er weiß,“ ſagt ihm ein grundgelehrter
Mann,
Der ihm das Ding zu definiren
Von freien Stücken ſich erbot,
„Doch ohngefähr, was beim Kaſtriren
Geſchiehet und entſtehet.“ — Sapperlot!
Das hieß regeneriren?
Fällt ihm der gute Mann hier ein.
„Das Eigenthümliche von beiden
Müßt ihr“ erwiedert' jener, unterſcheiden —
Hier wird die Stimme grob, dort wird
ſie fein.

Wunder der Natur.

Ein Schwank.

Von vielen Wundern der Natur
Wißt ihr gewiß zu ſagen,
Die Trembley, Bonnet und Reaumur
Beliebten vorzutragen.

Entdeckt ſind ſie noch alle nicht,
Das werdet ihr auch wiſſen.
Weil uns noch fehlt das große Licht
Das wir ſchon längſt vermiſſen.

Indeß will ich ein Konvolut
Von Wundern offenbaren,
Die jener großen Forſcherbrut
Nie vorgekommen waren.

Sah einen Stern einſt in der Welt
Dem Kält' und Wärm' nie fehlt,
Der manch Geſchöpf recht warm erhält,
Mit Kält' doch manches quält.

Und ein Planet war dieſer Stern,
Auf dem ich wandeln ſahe
Der Völkchen viele ſchon von fern.
Ich mußt' ſie ſehen nahe.

Ich ſah ein Völkchen dieſer Welt,
Begabt mit ſieben Sinnen.
Und dennoch konnt es ſo erhellt
Geſcheutes nie beginnen.

Denn ward mir noch ein Volk bekannt;
Wer könnt es noch entdecken?
Des ganzes Wiſſen nur beſteht:
In Riechen, Fühlen, Schmecken.

Und dann hab' ich ein Volk entdeckt,
Das konnt nicht sehen, gehen
Das mußte sich, (wie ihr erschreckt)
Im Kreise immer drehen.

Sind das nun nicht der Wunder viel?
Müßt ihr mir's nicht gestehen?
Ihr traut nicht meinen Federkiel?
Ihr wollt mit Augen sehen?

Wohlan! Was gebt ihr mir dafür,
Wenn ich sie euch hier zeige?
Wenn ich die fernen Wunder hier
Euch mahle nach der Reige?

So sammelt mir doch nur recht viel,
Dukaten-Ueberschriften.
Ich will von einem Wunderspiel
Eine Institut hier stiften.

Dann soll euch ohne Müh' hier stehen,
Was ich nach großen Leiden
Und vieler Drangsal erst gesehen;
Sollt Kopf und Herz d'ran weiden.

Versammelt seid ihr Herren nun;
So kommt mir doch nur näher.
Beliebt auf Bänken auszuruhn,
Und seht auf mich, den Seher.

Merkt auf wo meine Hand hinzeigt,
Da müßt ihr sehen können,
Den Stern, den ich, wo er sich neigt,
Theologie hört nennen.

Zuerst zeigt sich ein Völkchen euch
Auf diesen fernen Balle,
Benamt ist dort sein mächt'ges Reich
Die Fanatisten Halle.

Dann ist zu sehen euch vergönnt, —
Doch nur durch die Lorgnette —
Ein Völkchen, dessen Staat man heißt
Die Proselitenkette.

Und endlich muß ein Volksverein
Sich zeigen eurem Blicke,
Des Boden dort heißt allgemein
Naturalisten-Kligne.

Ich glaub' ihr habt der Wunder viel
Für euer Geld gesehen.
Ergötzt hat euch mein Wunderspiel
Das müßt ihr mir gestehen.

Zum Frühling eil' was ich kann
Um Wunder aufzujagen;
Zum Herbste komm' ich wieder an
Um sie euch vorzutragen.

Amors Schicksal.

Ein Schwank.

Ihr wißt, wie, leider! hier auf Erden,
Die edelsten Geschenke der Natur,
Von groß und klein, besudelt werden.
Es liegt im Wesen der Kultur,
Geschöpfen, die durch andre Pflege
Als durch die ihrige gedeihn,
Verfolgerin, oder auch auf andrem Wege,
Zum größesten Verderben stets zu sein.

Nehmt dies für keine Grille.
Ein jeder der mit eigenen Augen sehen
kann,
Und selbst der sich die Brille,

Zum Sehen holen muß, kurz Jedermann
Wird dies in Facto wohl gegründet finden.

Ich weiß es giebt der Krittler viel der Zeit,
Die sich stets als die Weisesten verkünden,
Und mit der Miene der Bescheidenheit
Bei jeglicher Kathegorie — wie unsre Philantropen
Derzeit, Exempla gratia ein Konterfei
Dem Schüler selbst von Regenbogen,
Zum Besten geben, — gerne allerlei
Besehen und Befühlen wollen,
Eh' sie mit gutem Grund'
Uns ihren Beifall zollen.
Für diese will ich nun, von Tausend und
Viel mehreren Fällen,
Die Liebe itzt, als ein von der Kultur
Verfolgtes Kind aufstellen.

Sagt mir: auf welcher Flur
Seht ihr noch wie in alten Zeiten,
den kleinen Cypripor so frei
Und ungehindert daher schreiten?
Die goldne Zeit! Sie ist vorbei.
Vermummt und auf Schleichwegen,
Sieht man ihn nun, verrufen und verbannt,
Umher sich treiben, und bei Wind und Regen
Muß er oft, unerkannt
Zu bleiben, sich in Kneipen flichten,
Um dort dienstbarer Phrynen Huld,
Verworfnen Wichten,
Und Gaunern, zu verleihn, und mit Geduld,
Bei ihren Bachanalen und Gelagen,
Den Spott die Neckerei
Von ihrem Schlag' ertragen.

Führt ihn bei dieser Streiferei,
Ein Ohngefähr zu einer Pforte,
Wo Sittlichkeit und Tugend ihren Aufenthalt
Erkohren. Ach! Wie viel der Worte
Muß er oft dann, wenn er nicht kalt
Sich abgewiesen sehen will, verlieren.

Das Sprödethun ist Geist der Zeit.
Der Jokey, selbst die Zofe führen,
Zur Thür ihn mit Kaltblütigkeit
Gleich wieder 'naus, wenn er nicht ihren Launen
Entgegen kommt. Nun freilich da geschieht,
Es oft, daß er, trotz allem den Posaunen,
Die stets von seiner Ungezogenheit ihr Lied
Anstimmen, bald auf Seitenwegen von dem Zöschen

Nach ihrem Kämmerlein, beim Mondenschein',
Gleich einem frommen Schäfchen,
Geleitet wird. Von diesem Kämmerlein,
Weiß er sich oft, belebt von seinen Plänen,
Den Weg mit viel Schalkhaftigkeit,
Zu den Gemach der edlern Schönen
Zu bahnen, über deren Sprödigkeit
Bald das erfahrne Alter euch mit Argusblicken,
Bald der Schönen Eigensinn,
Trotz einer Flut platonischen Entzücken,
Den Sieg verscheuchen wird.

Hat nun der kleine Mann sich dort erst eingenistet,
Ach! Dann wird selbst der Wirth,
Kurz bald das ganze Haus, oft überlistet.
Nach seiner Laune, nach seinen Grillen

Iſt, ſchläft, trinkt und ſpielt
Das ganze Haus. Im Stillen
Treibt er ſein Weſen und erzielt,
Was die Natur ihm vorgeſchrieben.

Allein die Rigoriſten unſrer Zeit,
Die oft mit ihm im Trüben
Zu fiſchen ſich doch nicht geſcheut,
Verſtehen allzugut die Maske anzulegen,
Wenn ſie es merken, daß man Miene
macht,
Auf ihren abgelegnen Wegen, —
Wo ſie in mancher dunkeln Nacht
In puris naturalibus zu treffen wä-
ren, —
Sie zu beſchleichen. — Doch was thuen ſie?
Ganz ſchlau verſtehen ſie mit Ehren
Sich ſtets zurückzuziehen, und mit Apathie

Bei Groß und Klein den Saamen auszu-
ſtreien,
Den armen kleinen Wicht
Mit ſeinem Reiche zu verſchreien.

Straks muß die Tugend, wider Recht
und Pflicht,
Und bei dem beſten Willen,
Dem mütterlichen Schoos und dem Gefühl
Für ihr vorzüglichſtes Geſchöpf, im
Stillen
Entſagen, blos um endlich nicht zu viel,
In aller Menſchen Augen zu verlieren.

Wird dies als zugegeben angeſehen, und
kann
Man ohne Anſtand abſtrahiren,
Daß leider jetzt der ſchönſte Plan,
Den Amor oft mit zweien Herzen

Verfolgen will, den schändlichsten Verdacht
Erregt, so wird man's nie verschmerzen,
Daß die Kultur uns hat dahingebracht,
Mit unserm Hasse den zu Boden
Gedrückt zu sehn, den die Natur, die
Schöpferin
Von allen den Kleinoden,
Die auf dem Lebensweg' uns sind verliehn,
Als eins der edelsten, verehrt.

Doch nein! Es soll nun der Gefühle
Heer,
Die uns der Liebe Gott gewähret,
Im süßen Band der Ehe sich nunmehr
Entfalten. Ach! In dieser Fessel wähnen
Die Sterblichen der Liebe Heil,
Nach dem sie sich noch immer sehnen,
Und das nie ihrem Gelde feil
Gewesen, aufzufinden.

Allein, wer dieſes ſaubre Band nur kennt,
Der weiß, daß es zu wahren Blinden,
Die Liebenden in unſerm Kontinent
Gemacht. Was ſchaffen unſre Ehen?
Die Liebe wahrlich nicht.
Nur Gold und Goldes Werth erſtehen —
Nicht Liebe, und nicht ihre erſte Pflicht,
Die Treue, nein! die läßt ſich nicht erkaufen, —
Ach nur — des ſchalken Mädchens oder Jünglings Hand.

So muß denn ſelbſt beim großen Haufen,
Der Ehe ſüßes Band,
Gebrechen aller Art verſtecken.
So iſt die Ehe denn die große Panazee,
Ein jedes Seelenübel zu verdecken,

O goldner Nutzen! den du Gott der Ehe
Den Sterblichen nun tausendfach geschaffen.
Des kleinen Amors Ruhm ist nun versiegt.
Du hast mit ihren eignen Waffen,
Dem Mammon, alle Sterbliche besiegt.

Mag nun das Mädchen in den Armen
Des ersten, besten Wüstlings immerhin
An Tugend Unschuld nun verarmen.
Ihr Gold schafft ihr bald einen Paladin,
Der sich nicht wähnet zu verletzen,
Am Altar ihr, vor Gott und Jedermann,
Die Ehrenhaube aufzusetzen.

Trift's sich, daß er den skrupulösen Ehemann

Zu ſpielen wagt, der nichts von jenen Spuren
Der freien Minne dulden mag,
So weiß man mit dem Gelde ſolche Kuren,
Und Antidote heut' zu Tag
Beim ſtrengſten Manne anzuwenden,
Um ſeine ſcharfen Augen, die
Ihm der Verdacht erregt, zu blenden.

Um meinem Leſer nun die Lethargie
Bei dem Sermone zu verſcheuchen,
Will ich ihm noch zum Schluß, ſo gut ich kann,
Ein Antidot in nuce reichen.

Ich weiß nicht wann, doch einen Mann
Wie ihn die Welt in allen Zeiten,
Für den verehrten Eheſtand

Und seine wohlbekannte Süßigkeiten
Am tauglichsten und besten fand —
Kurz einen Mann, in seinen schönsten Jahren,
Von gutem Gliederbau, und außerdem
Im Kreis des Wissens wohl erfahren,
In Sitten und Manieren angenehm,
Von gutem Hause,
Den führte Hymen jüngst zum Brautgemach.
Es waren nach dem Hochzeitschmause
Dem Ehepaar vier Monden allgemach,
In Einigkeit und Ruh' verflossen,
Als, zum Erstaunen aller, unser junge Mann,
Von einem jener jungen Hausgenossen —
Wie deren nach neun Monden — dann und wann
Nach sieben — sich oft einzustellen pflegen —
Von seinem Weibchen sich beschenket fand.

Entrüſtet über dieſen Gotteſeegen
Eilt er, wie einer den ein Brand
Von ſeinem Hauſe jagt, mit großen Schritten,
Zu ſeinem Schwiegervater hin.

Mit dem Befremden eines kalten Britten
Empfängt der gute Mann den Schwiegerſohn,
Der, ohne ſeine Worte ſehr zu wählen,
Mit Eifer und mit Pochen, Drohn,
Das factum in extenso zu erzählen,
Nicht den geringſten Anſtand nahm.

„Gemach," entgegnete der Alte,
„Das Schreien hilft uns nichts bei dieſem Kram.
Wir müſſen hier, mein Sohn, die kalte
Vernunft die erſte Rolle ſpielen laſſen.
Wahr iſt's, der Vorfall iſt von ſolcher Art

Daß man ſich nicht ſogleich zu faſſen
Sehr gut vermag. An ſeinem eigenen Bart
Will keiner ſich das Meſſer
Zu führen lernen. Doch man muß. —
Das Uebel wird dabei nicht größer.
Es heißt: man muß jetzt über dieſen Fluß,
Sieht man den Sprung nur einen wagen,
Dann iſt auch aller Muth belebt.
Nicht einer wird mehr der Gefahr entſagen,
In die das Schickſal ihn verwebt."

„Mein Sohn! Auch ich bin das vor vielen Jahren,
Was Sie jetzt ſind — ein junger Ehemann —
Geweſen, da iſt mir auch widerfahren,
Was heut' Sie ſo in Harniſch bringen kann.
Auch ich nahm, ohne lange anzuſtehen,

Den Weg zu meinem Schwiegervater hin.
Es iſt als wär' es heut' geſchehen;
Der Greis, Gott hab' ihn ſeelig, ſchien
Erſtaunt. Doch ohne viele Worte zu verſchwenden,
Bringt er ein Dokument hervor: Mein Sohn,
Hier übergeb' ich ihren Händen,
Sprach er, mit einem ſanften Ton,
Ein Kapital von Tauſend Karolinen.
Seit vielen Jahren muß es ſchon
Jeglichem Vater unſers Stammes dienen,
Den aufgebrachten Schwiegerſohn,
Zur Zeit die Augen zu zu drücken."

„Mit meinem Dokumente eilt
Ich nun nach Hauſe, und von freien Stücken
Fand ich von meinem Kummer mich geheilt."

„Ich glaube nun, dies Dokument wird
Ihnen
Nicht weniger von solchem Nutzen sein.
Sie können jetzt von jenen tausend Karo-
linen,
Der Zinsen sich so lang' erfreu'n.
Bis Sie dereinst die Stunde schlagen hören,
Wo Ihrem Schwiegersohne diese Lehn,
Mit allen Rechten zu verehren,
Sie sich gezwungen sehn."

Die Sonne und die Schwalbe

Führt dich der Weg nach unſrer Zone,
ſprach
Die Schwalbe einſt zur hochgeprieſ'nen
Sonne,
Bringſt du nach vielen Ungemach
Zwar viel der Freud' und Wonne.
Verleihſt freigebig deine Stralen,
Belebſt, verjüngeſt die Natur;
Verſcheuchſt die harten Qualen
Und die verderbenvolle Spur,
Die uns der grauſe Winter ſchafft.
Dann ſieht man dich im Ueberfluſſe
prangen,
Mit deiner wundervollen Kraft.

Doch ſag! Wie lang'? drei Monden ſind
vergangen,
Erkaltet iſt dein Stral, dein heilſam Licht
Verwittert, und dann Freud' und Wonne
Von der Natur verſcheucht. Ja ließeſt du
dich nicht,
Verüble mir es nicht, du hochgeprieſ'ne
Sonne,
Von eitler Pralſucht blenden,
So würden wir dich nicht alljährig ſehen,
In wenig Monden deine Kräfte uns ver-
ſchwenden.
Du ſollteſt, was heilſamer allen müßte
ſein,
Nur kärglicher im Sommer ſcheinen,
Und uns dafür im Winter längre Zeit
erfreu'n.
Auch wir, wir Schwalben würden uns
vereinen,

Dir ſüßes Lob dann herzulallen,
Daß wir der großen Froſt, die Monden-
lang,
In jenen Schlaf uns läßt verfallen,
Wo wir oft finden unſern Untergang,
Nicht zu erliegen nöthig hatten *).

„Fürwahr!“ Erwiedert ihr das Sonnen-
licht, „mich muß
Dein Vorwitz ſelbſt von dieſem Tadel ret-
ten.
Wie wenn auch dieſer Fehler, mag er zum
Verdruß,
Mag er zum Geſpötte,
Für deines gleichen ſein, von Ohngefähr
Sein gutes auch zu leiſten hätte?

*) Die Schwalbe hat wahrſcheinlich noch den Glauben ihrer Vorfahren.

Wie wenn auch dieſer Fehler, nur,
Mir angeſchaffen wäre,
Um ſolchen Kritlern der Natur,
Wie ich in dir jetzt Einen höre,
Nicht allzulange Friſt,
Auf dieſem Erdball zu gewähren,
Damit von euch aus Vorwitz keiner ſich
vermißt,
Den Schöpfer aller Weſen zu belehren?"

An Krantor.

Man weiß es, Krantor, daß es deiner
Hand
An Milde nicht gebricht.
Es iſt ſogar der ganzen Welt bekannt,
Nur deinem Herzen nicht.

Frage und Antwort.

Frage.

Sag', Nachbar, woher kommt's, daß man
Die Nasen unsrer Zwanziger, schon mit der
Brille
Jetzt oft belastet sehen kann?

Antwort.

Gevatter! Ja, so ist der Dinge Lauf.
Sonst setzte einer nur dem Andern eine
Brille,
Jetzt setzet sie ein Jeder selbst sich auf.

Die Romane.

Mutter und Tochter.

Mutter.

Romane, Töchterchen, mußt du nicht ferner leſen,
Das rath' ich dir.

Tochter.

So klug bin ich ſchon längſt geweſen.

Mutter.

Sehr ſchön!

Tochter.

Zum Guguck! Was mir jene ſchreiben,
Das weiß ich beſſer ſelbſt zu treiben.

Die Schwalbennester.

Vater und Sohn.

Sohn.

O Vater! Räume doch die Schwalbennester fort,
Die das Gesimse unsers Hauses dort,
So ganz entstellen.

Vater.

Nein! Das soll mir nicht geschehn.
Wenn sich, mein Sohn, die Schwalben unversehn
An unserm Dache nisten, ist das Glück
Nicht fern von unsrer Scheuer.

Sohn.

So? — Geh doch zurück
Auf alle deine Ahnen, Vater, zeige mir,

Ob ſie, trotz dieſer Schwalbenneſter, für
Ein Deutſchen Glück mehr hatten. Dann
dann will
Ich dir den Glauben laſſen.

Vater.

Schweig doch ſtill!
Du magſt mit kalten Gründen dich
Gen alten Glauben zu empören. Sag',
kann ſich
Das Glück, das bis in meiner Ahnen Zeiten nicht
Sich eingeſtellt, mit freundlichem Geſicht
Nicht unerwartet nun zu meiner Zeit
Einfinden?

Sohn.

Ha! So führt die Gläubigkeit
Am Gängelbande euch herum! Bald iſt
der Grund

Zu eurem Glauben dies. Bald wechselt ihr ihn, und
Macht euch die Folge dann zum Grund. So taumelt ihr,
Im ſtetem Wirbel eures Glaubens für und für
herum.

Vater.

Mein Sohn! Davon verſtehe ich kein Wort.

Sohn.

O! glaub' es mir, den Schwalbennestern dort,
Sind jene vielen Sätze gleich,
Die euren Glauben oft, wie trübe Wolken, euch

Verdüſtern. — Doch die Folge iſt:
Daß die Vernunft, die oft in kurzer Friſt
An ſchlichtes Denken ſich gewöhnt,
Wenn ſie, vom Glauben ſo verhöhnt,
Sich ſieht, auf jene Bahn uns endlich führt,
Wo auch der reinſte Glaube ſich verliert,

Linadas Schleier.

Der Schleier, welchen Linada oft trägt,
Soll uns den Reitz verſtecken,
Den, wenn ſie jenen abgelegt,
Wir nicht an ihr entdecken.

Der Meßkünſtler und der Geizhals.

Meßkünſtler.

Nicht rund iſt die von uns bewohnte Welt,
Das haben wir gemeſſen und
Genau auskalkulirt.

Geizhals.

Sie iſt behaupt' ich rund.
Der Kalkul hat euch irr' geführt,
Ihr habt im Kalkul überſehen — das Geld.

Epiſtel an meinen Freund S...

Mein S...

Kann ich wohl deines Beifalls ſicher ſein,
Wenn ich es heut in harten Verſen wage,
Dir meinen Freundſchaftsgruß zu weihn?
Du falteſt, Freund, die Stirn bei dieſer Frage.
Meinſt du etwa, wenn ich bei Flickerei
Der Art mir Beifall zu erhaſchen wähnte,
Daß ich nach unbedingtem Lobe gierig ſei?

Geſetzt, daß ich nach einem Freund mich ſehnte,
Der bloß die Zunge in Bewegung ſetzt,
Uns ſeinen Beifall zu zugellen,
Der nur die Fehler ſchätzt,

Die unsre Tugenden entstellen,
Und dem's, wie Galliens Horaz schon sagt:
Ergebner Freund und Diener sich zu nennen
Aus listiger Besonnenheit behagt —
Sollt' ich in dir ihn finden können?

Nichts seltnes ist, ein Heer von Vagabunden,
Das mit der Freundschaft süßem Weihrauch Wucher treibt,
Und oft mit seinem Gifte solche Wunden
Dem unschuldvollsten Herzen einverleibt,
Die Arsinoes Schüler dir, trotz ihrer Kunst,
Und wenn geschäft'ge Hand dabei mit anzulegen

Sich selbst der große Aeskulap zu ihrer Gunst
Entschlöß', zu heilen nicht vermögen.

Doch dein erprobtes Herz, o Freund! das mich
Längst meinen Sinn für Freundschaft zu erhöhen
Gelehrt, verspricht mir fest und streng, daß dich
Gewißlich, wo nicht aus Versehen,
Nichts gegen mich verleiten kann,
Mit eitlem Beifall mich zu quälen.

Die Harmonie, die bei mir dann und wann,
Dem Freund in Versen Etwas zu erzählen,
Gleich einer losen Buhlerin sich einzuschmei-
chen

Und meiner zu bemeistern pflegt,
Hebt nicht, aus Furcht, daß sie einst durch-
zustreichen
Ein Juvenal Belieben trägt,
Mit stolzem Sinn ihr Haupt empor,
Um an die Sterne anzuschlagen,
Wohin einst auf den Beifall seines Gön-
ners Ohr,
Der muthige Horaz versprach sie hinzu-
wagen.

Doch bitte ich sie nicht zu kränken.
Du, Freund, kennst die Empfindsamkeit
zu sehr,
Die sie beseelt, kannst also denken,
Daß sie nicht leicht bereit wohl wär'
Bei der geringsten Schmach, die ihr
Nur widerfährt, sich wieder auszugleichen.

Gelaſſen ließ ich, Freund, ſie mir,
Bei allen Muſen! nicht verſcheuchen.
Denn oft pflegt ſie bei manchen Schwänken,
Die ich der Muße Stunden weih',
Mir ihre Gunſt zu ſchenken.
Begnügen — das geſteh' ich frei —
Muß ich mich zwar mit einer Gunſt
Vom zweiten Range, und mit Gleichmuth ſehen,
Wenn ſie dich, Freund, in deiner Verſekunſt
Mit höh'rer Fülle achtet beizuſtehen.
Allein genügſam muß man ſein in dieſer Welt,
Sich nicht vergeblich härmen, kränken,
Wenn ſich das Schickſal große Güter vorbehält,
Erhabne Geiſter einſt mit ihnen zu beſchenken.

Verzeih' daher, mein Freund, wenn ohne Zagen
Wir beide, ich und meine Muſe, heut
Bis an den Weſerfluß dich zu verfolgen wagen,
Um dir mit ungeſchmückter Offenheit,
Und warmen Herzen zu empfehlen,
Mit einem Kummer, den von Ohngefähr
Ein Unfall ſchuf, dich ferner nicht zu quälen.

Ermanne dich, den Gram nunmehr
Aus deinem Buſen zu verſcheuchen
Und ſchmäle nicht, wenn dir dein Freund,
Manch lindernd Mittel darzureichen,
Aus ſeinem Epiktet zu ſchwatzen ſcheint.

Wahr iſt's, die Menſchheit in den Kinderjahren,

Die Moschus uns mit Rubens Tinten mahlt,
An Blindheit krank und unerfahren,
Hat nie dem Schicksal solchen Zoll bezahlt,
Um welchen man, seit wir von blinder Wuth besessen,
Nach höh'rer Geistespflege uns bemüht,
Das Schicksal hier uns pressen,
Und dort uns zwicken sieht.

Doch glaube, Freund, noch immer könnten
Auch wir im Schooße jener Ruhe sein.
Ja freilich nur mit heftigen Prozenten,
Will jetzt das Schicksal diese Gunst verleihn.
Was schade's! — dem Weisen ist kein Schatz zu theuer,
Wenn er ihn nur noch weiser macht.

Er gleicht hierin dem jungen Freier,
Der Durſt und Hunger laut verlacht,
Wenn er in ſeines Liebchens Armen hauſen,
Und ihres Kuſſes ſich erfreuen kann.

Der Weiſe hört des Unglücks Stürme brauſen,
Was ſchiert es ihn? Er folget ungeſtört dem Plan',
Der ſeinem großen Geiſte vorgeſchrieben
Und wie in Marmor eingegraben iſt.
Er iſt's, der auszuüben
Den goldnen Spruch der Stoa nie vergißt:
Verſcheuche deine Herzensſtille
Nie um das Gold und um des Goldes Werth,
Und ſtreb' allein nach jener ſüßen Fülle,

Die dir, nicht Gold, die Weisheit nur gewährt.

Das Schickſal wag' es nun, dem Weiſen mit zu ſpielen,
Gleichviel, aus Tücke oder Lüſternheit,
Mit jenen kleinen Potentaten einſt zu fühlen,
Bloß ſeine Größe und Allmächtigkeit,
So findet er in ſeinem Innern eine Wehr
Ausfälle dieſer Art im Stillen zu verlachen.
Dem Weiſen iſt es nur ein Ohngefähr,
Wenn ihn des Schickſals Rachen,
Mit Unglückswogen kämpfen läßt.
Gelaſſen ſiehet er dem Gaukelſpiele
Mit ſeinen Fratzen zu, ihm preßt,
Wenn es ihn bis zu ſeinem Lebensziele
Verfolgt, es keinen Seufzer aus.

Mit nichten wird das Temp'rament ihn lehren,
Mit welchen Waffen er bei jedem Strauß,
Den man in dieſem Leben abzuwehren
Und oft zu ſchlichten hat, des Sieges ſicher ſei.
Vernunft, vergißt nie die Natur uns zu ertheilen.
Und nur ihr Maaß und Senkblei liegt allein,
Der Zeit zum Trotze, unverſehrt auf ehrnen Säulen.
Wer dieſe beide nur recht zu gebrauchen weiß,
Er ſei für Menſchenleiden
Empfindſam oder kalt, wird ohne Preis
Nie von den Schranken ſcheiden.

Du klagſt nun, Freund, daß gegen dich,

Im Harm dir deine Tage zu verſiegen
Des Schickſals Genius zum Trotze ſich
Entſchloſſen hat. Sag' kannſt du unter-
liegen,
Wenn ſich von allen Hochgefühlen,
Dein raſcher unbiegſamer Geiſt entwöhnt,
Und nicht des weiſen Gründe wegzuſpie-
len —
Aus bloßer Grille zu beſtreiten — ſehnt?

Doch ſei ein Misgeſchick auch werth,
Von froher Laune ſich zu trennen;
So ſage mir doch, welche Schule dich ge-
lehrt,
Ein Misgeſchick ſo zu erkennen,
Daß es bei dir gar keinen Werth behält?

Hier läufſt du mir noch mit Gyganten-
ſchritten,

Durch die verborgnen Klippen dieſer Welt.
Gleich jenen unverſuchten Sybarithen,
Wähnſt du von allen Seiten dich,
In der Ideenwelt zu regen,
Nach welcher unſre Phantaſien ſich
Zu oft nur zu verſteigen pflegen.

Doch deine jugendlichen Jahre ſchon
In Leiden ſo zurück zu legen —
Das ſollt', meinſt du, zum Elegienton
Den wahren Freund bewegen.

Ich glaube: nein! — Der wahre Pylades muß immer
Bei ſolchem Falle ſchärfer ſehn,
Nur dann kann ſeinem Aug', der kleinſte Schimmer
Der fernſten Hoffnung nie entgehn.

Darum hinweg mit jenem Elegienton'.
Trübt das Geschick den Frühling unsrer Tage,
Dann können wir getroster, schon
Geübt in Leiden, uns mit einer Wage
Im voraus alle Uebel, die allein
Für uns noch im Verborgnen glimmen,
Und uns bald zu verfolgen dräun,
Wie ein Tiresias bestimmen.
Und glaube Freund, wer nur Gefahren kennt,
Und Leiden aller Art empfunden,
Der athmet nur in seinem Element,
Wenn sie von neuem ihn verwunden.

Verscheuch daher mein S... den bittern Schmerz
Aus deinem jugendlichen Busen,
Erflehe wieder muntern Scherz

Und joviale Laune dir von deinen Muſen,
Und ſinge denn anakreontiſch mir
Von jenen ſüßen Lebensfreuden,
Die unſrer warten, hier
Uns allen Kummer zu verleiden.

Auf den Mahler Steffen.

Ihr wißt, ich ſaß dem Mahler Steffen,
Der gute Mann konnt mich nicht treffen.
Er iſt Originalgenie,
Und ſolcher konterfeiet nie.

Auf Bav.

Der gute Bav wirft ſich zum Dichter auf.
Doch ſchreibt er nicht, für Geld, ſo wie man hört
Bringt er nie ſeine Verſe zu Verkauf.
Ei denkt! Er hält ſie des Verſchenkens werth?

An Wieduwilt.

Mit Recht nennt Wieduwilt
Ein Taſchenbuch, ſein geiſtiges Product,
Das jährlich von ihm wird gedruckt,
Weil es am erſten ſeine Taſche füllt.

Der Affe und der Tanzbär.

Eine Fabel.

Fürwahr! Nie hätte ich, Meiſter Bär,
Gedacht, in Feſſeln ihn mit mir zu ſehen!
Rief jüngſt ein Affe einem Bären, der
Mit ihm, wie's oft pflegt zu geſchehen,
Die Reiſe durch die ganze Welt
Antreten ſollte, zu. Traun! Fuhr in bittrem Tone
Der kleine Affe fort, der größte Held
Entgeht doch hier nicht ſeinem Lohne.
Wo iſt der ſtolze Blick nunmehr,
Mit dem, Herr Bär, er Alles zu verjagen
Und aufzureiben wähnte? Seht doch, der
Unüberwindliche kann wirklich Feſſeln tragen!

„O ſchweig! armſeliger Wicht!“
Rief ihm der aufgebrachte Bär entgegen.
„Für dich bedürft' es keiner Feſſel nicht,
Doch ich kann noch in Feſſeln Furcht er-
regen.“

Auf Argus.

Herr Argus deſſen Scharfblick es dahin
gebracht,
Schnell überall Licht aufzufinden,
Kann ſeine Gattin nicht ergründen.
Kein Wunder! Er ſucht Tag, ſie Nacht.

Die Weiber.

Frage und Antwort.

Frage.

Sag', Freund, mir nur,
Woher kommt es, daß man ſo ſelten hört
Ein Weib dem andern Lob ertheilen?

Antwort.

Dem Weib', hat die Natur
Des Demants Kraft gewährt,
Ein Demant kann doch nur den Andern feilen.

Grabschrift auf Peyrere.

Hier liegt Peyrer' der Adamit,
Zugleich Verfechter der Präadamiten.
Er war ein braver Israelit,
Und doch war er gesetzlich nie beschnitten.
Er war ein eifriger Papist,
Doch konnt' er gegen sich den Pabst empören,
Er war ein guter Kalvinist,
Doch hörte man ihn gegen Kalvin schwören.
Und kurz er war ein Märtyrer,
Der alle Glaubenslehren so bestritten:
Daß seine Waffen immer mehr,
Als Er und jene Glaubenslehren litten.

Der Doktor Stax.

Der Doktor Stax, ſagt man, will nun mit vieren.
Zu ſeinen vielen Kranken ziehen.
Was Wunder! Allen großen Thieren
Iſt dieß Prärogativ verliehn.

Philant.

Die Weiſen aller Zeiten hat Philant geleſen,
Dieß zeugen ſeine Schriften Jedermann.
Doch ihm iſt es genügend nicht geweſen,
Daß ſeine Schriften man in ihnen finden kann.

Auf einen lahmen Arzt.

Man wähnt, daß Doktor Stax bei lah-
men Fuß,
Die Kranken oft verſäumen muß.
Ach nein! Der lahme Fuß iſt's eben,
Der ſeine Kranken ihm erhält am Leben.

Lagus.

Von ſeinem Weibe will ſich Lagus ſcheiden
Von ſeinem Weibe? Schweigt ich rathe euch's.
Kein Mann wird wahrlich leiden,
Solch einen Schimpf, dem Weib des gan-
zen Männerreichs.

Auf Polus.

Glaubt, Freunde, nicht, daß ohn' Bedenken,
Sich Polus um sein Leben bracht',
Der gute Mann hat wohl bedacht,
Was besser wär' — erschießen oder henken.

Auf Battus.

Die Wahrheit kömmt bei dir in gute Hände,
Gesteh' ich Battus dir.
Doch kämest du einst in der Wahrheit Hände,
Dann wehe, Battus, Dir!

Auf Damöt.

Ihr wundert euch, warum Damöt
Tagtäglich in das Schauſpiel geht?
O Freunde mindert euer Staunen!
Die Reichen haben ihre Launen.
Es geht Damöt ins Schauſpiel alle Tag'
Daß ihn das Schauſpiel ſehen mag.

An einen falſchen Freund.

Nur auf der Masquerade
Will ich Dir meine Freundſchaft leihn,
Dort bin ich das nach grade,
Was du pflegſt von Natur zu ſein.

Moſes Mendelſohns Stachelgedicht auf ſich ſelbſt.*)

Ihr nennet groß, unſterblich Demoſthen,
Den ſtotternden Orator von Athen,
Und ihn, Aeſop, den Höcker, weiſe.
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreiſe
Gedoppelt groß und weiſe ſein;
Der ich in mir verein',
Was ſie, Aeſop und Demoſthen,
Einſt ließen hören, ſehn.

*) Bekanntlich war Moſes Mendelſohn im hohen Grade rachitiſch, ſo wie er zugleich in ſeinem mündlichen Vortrag ſtotterte. Einſt befand er ſich im Kreiſe der trefflichſten Köpfe ſeines Zeitalters, in der Geſellſchaft Sulzers, Ramlers Leſſings u. ſ. w. Sie waren munter

Auf Polykarp.

Bedauret, Freunde, doch den guten Polykarp.
Sein Weib ging jüngst aus diesem Leben.
Noch kann der brave Mann sich nicht zufrieden geben,
Daß ihm sein Weib nicht früher starb.

---

und guter Dinge, und geriethen auf den Einfall: daß ein Jeder von ihnen, auf seine eigene Person aus dem Stegreife, ein Stachelgedicht machen möchte. Mendelsohn soll, wenn gleich nicht wörtlich, doch dem Sinne nach, das folgende Epigram über sich hergesagt haben.

Auf Gulla.

Daß Gulla ſich von ihrem Mann erkappen ließ,
Das iſt mir ein Problem, muß ich bekennen.
Und bei der That — das weiß ich ſo gewiß —
Denn die Schamröthe hat ſie nicht verrathen können.

Prosaische Aufsätze.

Apollo und die Musen.

Unter den Musen, die in friedlicher Gesellschaft immer die Zeit hinbrachten, veranlaßte einst die Rangsucht, das Kind der Langeweile, einen Streit, der für sie die übelsten Folgen hätte haben können, wenn ihr Vater Apollo, ihn zu schlichten, nicht herbei geeilt wäre.

„Schwestern! begann die Malerei, Ihr werdet mir einst alle nachstehen müssen. Seht nur wie geschätzt, geehrt ich unter den Sterblichen bin. Ich habe sie auf meiner Seite, die allbeliebte Göttin. Sie begleitet mich überall, die süßlächelnde Schönheit. Sie zeigt sich allen meinen Werken hold, ein jedes beschenkt sie mit

jener einnehmenden Grazie, die alles bezaubert und an sich zieht."

So sprach die Muse mit triumphirendem Tone, und sahe mit verachtendem Blick auf ihre Schwestern herab. Empörend war dieser Eigendünkel allen. Geheimer Groll fing sich an in ihren Herzen zu entfalten. — Doch die Musen der bildenden Künste, die den Triumph der Malerei auch für den ihrigen hielten, faßten sich allgemach und schlugen sich auf die Seite der Malerei. Allein die Tonkunst kränkte dieser anmaßende Ton.

Gemach Schwester! entgegnete sie. Auch ich glaube mir diese deine Gönnerin noch nicht verhaßt gemacht zu haben. Auch mir reicht sie noch freundschaftlich oft ihre Hand und ihre vertrauliche Blicke, deren sie mich oft würdigt, überzeugen mich, mir ihre

Kunſt noch nicht verſcherzt zu haben. — Warum frohlockſt du nun? Fürwahr! du biſt noch ſehr fern vom Siege. Glaube nur, Schweſter, den Triumph über ſeinen Nebenbuhler davon zu tragen — hierzu wird mehr als leeres Geſchwätz erfodert. — Und eine ſpottende Miene! Hm! — Der Weiſe tritt den Spott des Thoren mit Füßen.“

„Du willſt alſo Gründe, Beweiſe? entgegnete die Malerei, die ſollen dir nicht vorenthalten werden. — Ich geſtehe es, meine Kunſt beruht auf Täuſchung. Ich ſuche die Menſchen zu hintergehen, ich zeige ihnen Schattenbilder, welche die Vernunft vernichtet und die Finſterniß verſcheucht. Kurz ich ſchaffe den Sterblichen bloß einen Traum. Doch dieſer Traum, welche Annehmlichkeit, welchen Reiz hat

er nicht für ſie! — Ich geſtehe es, meine Quelle iſt die Natur. Aus ihren labyrinthiſchen Schöpfungen nehme ich den Stoff zu meinen Werken, in ihr finde ich die Quelle, die mich mit immer neuen Mitteln, die Sterblichen zu unterhalten, verſieht. Allein wie erſcheint dieſe Natur, wenn ſie von ihren Auswüchſen, Verkehrtheiten und launigten Zügen ſich durch mich geſäubert ſieht? — Bei allen dieſen Operationen erblickt man die liebenswürdige Göttin Schönheit mir zur Seite. Sie weicht nicht von mir. Sie umgibt mich gleichſam mit ihrer allbelebenden Grazie. Sie verleiht mir jene Würde und Hoheit, mit der ich mich den Sterblichen darzuſtellen vermag. — Ach! wenn ich nicht der erſte Günſtling dieſer Allbezaubernden wäre, nie würde mir jene Verehrung und Achtung,

deren ich mich erfreuen kann, angedeihen, nie würde mir dieser laute Beifall unter den Sterblichen gewährt werden."

Ich bitte dich, schweige nur eitle Schwätzerin, fiel ihr die Tonkunst ein. Du machst es wie alle kleinen Geister, die keinen Werth auf sich zu setzen vermögen und sich daher mit ihren erhabenen Gönnern brüsten müssen. Ich werde mich, glimpflicher meiner Verbindungen rühmen, und mag die gerne einen Sieg schenken den dir mehr deine Schwatzhaftigkeit als dein Recht erringt.

„Getrost Schwester! fiel hier die Poesie der Tonkunst ein. Ich werde dich nicht unterliegen lassen, denn dein Fall zöge auch den meinigen nach sich. — Laß mich deine Stelle vertreten. Ich werde uns mit kälterem Blute vertheidigen."

Recht! rief die Malerei. Doch in weſſen Namen wirſt du ſprechen, in dem deinigen oder in dem deiner Geſpielin? Sage; denn darnach werde ich meine Pfeile zu ſchärfen haben.

„Das kann dir gleichgültig ſein, erwiederte die Poeſie. In meiner Vertheidigung kannſt du auch die meiner Schweſter finden. Wir ſind beide Vorſteherinnen der bezeichnenden Künſte. Doch zur Sache! — Du rühmeſt dich, einer höheren Gunſt von der Göttin Schönheit gewürdigt zu zu werden, als wir, gibſt vor, daß ſie zu dir ſich mit größerem Vertrauen und innigerer Anhänglichkeit geſellt, als zu uns. Mit nichten! Rufe dir Plato, der unter den Sterblichen der größte Verehrer der Göttin Schönheit war, der ſie in ihre verſchlungenſten Gänge verfolgte, rufe ihn her,

er soll dir die Schönheit mit seiner honigsüßen und wie Zephyr hinwallenden Sprache malen, und du sollst urtheilen, selbst entscheiden, ob sie in meinen Werken, oder in den deinigen mit größerer Energie anzutreffen ist."

Das ist eine weithergeholte Behauptung, sagte die Malerei.

„Wir wollen näher rücken, entgegnete jene. Woran erkennest du jene Göttin? Worin zeichnet sie sich von allen Unsterblichen in ihren Werken aus? Ist es nicht jene Harmonie, jene sanfte Uebereinstimmung, die sie überall zu verbreiten sucht, ist es nicht jene Kombination der Verhältnisse, die sie so bezaubernd darzustellen weiß, daß gleichsam aus allen Dissonanzen sich durch sie eine Konsonanz entwickelt? — Mit dieser erhabenen und göttlichen Harmonie

hat sie sich zu uns gesellt. Mit dieser Götterkraft gelang es uns, die Herzen aller Sterblichen zu reizen und für uns einzunehmen. Durch diese erhabene Energie bildeten wir jene unsere große Schüler, einen Orpheus, Trasimachus, einen Homer und Sophokles. Und ihre unter den Sterblichen ihnen zu Theil gewordene Vergötterung zeigt, wie groß der Beistand ist, den uns die gepriesene Göttin Schönheit verliehen."

Dein Raisonnement, fiel die Malerei ein, ist sehr kalt. Du messest die Schönheit mit Zirkel und Maasstab. Beim Jupiter mich friert's. — Mit solchen Werkzeugen wage ich mich nicht meiner Gönnerin zu nähern. Ich bin keine der Sterblichen, bin kein Plato, der mit Linien und Dreiecken alle Sphären ausmißt. — Ich

wandle mit meiner Freundin Hand in Hand. Sie würdiget mich oft ihres Umganges. Ich führe daher ein blühendes, ein reizendes und so zu sagen lebendiges Bild von meiner hohen Freundin mit mir. Das göttliche Feuer ihrer Augen, die blühende Röthe ihrer Wangen, der wallende und blendendweiße Busen, das sanfte, reizende, naive und erhabene Lächeln, das bewundere ich alles an ihr. Oft suche ich sie im Bade nackend zu überraschen, da ist der sanfte Umriß ihres ganzen Wesens, das was mir Erstaunen einflößt. Ich beobachte sie, wenn sie stolz, erhaben, freundlich gefällig, zärtlich, verliebt und — abgeschmackt ist. Ich bemerke ihren Gang, ihre Mienen, ihren Anstand, und nur aus diesem Gesichtspunkte ist sie schön, nur in dieser Manier kann ich sie bewundern, fühle ich mich von ihr be-

geiſtert, ſie meinen Stolz, mein Ideal, mein Alles zu nennen. Nur in dieſer Form konnte ſie mein Herz erobern, konnte ſie mich verleiten, ſie meinen Verehrern als das höchſte Ideal, das ſie zu erreichen ſtreben ſollen, darzuſtellen, und ſie mit eben dem Feuer, mit eben dem Enthuſiasmus für ſie zu beleben, wodurch ſie mich an ſich riß. — Deshalb, Göttin! biſt du mir hold. Ach! du ſchmückeſt meine Werke mit deiner himmliſchen Grazie, belebſt ſie durch deinen göttlichen Zauber. Durch dich empfing ich den Preis von allen Sterblichen, durch dich gelang es mir, ihre Verehrung und Liebe mir zu erwerben. Deine Anhänglichkeit an mir verbreiteſt du auch auf meine eifrigſten und ergebenſten Jünger. Du begeiſterteſt meine großen Schüler, einen Apelles, Zeuxis, Pharrhaſius, du ver-

lieheſt ihrem Geiſte die hohe Energie, wodurch ſie ihre Werke vervollkommten. Du hauchteſt ihnen einen Theil deiner himmliſchen Kraft ein, beſeelteſt ihren Muth, mit Entſchloſſenheit meine Würde unter den Sterblichen in ihren Werken zu behaupten. Du beglückteſt ſie mit jenem hohen Geiſtesſchwung, wodurch ſie zugleich den erhabenen Weg zur Unſterblichkeit verfolgten. Sie prangen nun in den Annalen der Sterblichen. Sie ſind mein Ruhm, meine Zierde und die Waffen, mit welchen ich über euch, gute Schweſtern, immer den Sieg davon zu tragen, mir ſchmeicheln darf."

Bei dieſen Worten konnte ſich die Tonkunſt nicht länger halten. Sie ergriff das neben ihr liegende Plektron, und warf es aufgebracht zu den Füßen der Malerei.

Zorn und Schaam hielten ihre Zunge gefeſſelt. Sie konnte nicht durch Worte ihrem Herzen Raum ſchaffen, und verſtummt wollte ſie davon eilen. Allein die Poeſie hielt ſie zurück. Sie hätte ſie auch vielleicht beruhigt, wenn nicht ein Hohnlachen, das der Malerei entfuhr, ſie von neuem in gröſſern Harniſch gebracht hätte, und mit Aufwand aller ihrer Kräfte entriß ſie ſich den Armen ihrer Geſpielin.

Schon war ſie im Begriff davon zu eilen, als ihr Vater Apollo aufſtieß. Er ſtutzte, als er die gekränkte Muſe erblickte, ſtaunte über die Verwirrung, die in dem ſonſt friedlichen Zirkel ſeiner Töchter herrſchte.

„Was fehlt dir, Tochter? ſagte er ſtaunend zur Tonkunſt. Wohin willſt du ſo ungeſtüm? Deine Blicke ſind verwirrt, deine

Wangen bleich. Du zitterſt an allen Gliedern. Was fehlt dir?“

Hier entfielen der Muſe einige zurückgehaltene Thränen.

„Tritt wieder in den Zirkel deiner trauten Geſpielinnen, begann Apollo von neuem. Laß mich da die Urſache deines Kummers vernehmen. Denn ich merke wohl, daß der Harm dir die Zunge lähmt. Doch was ſteht ihr übrigen ſo betroffen? Was gab's für Haber? — Nur näher, liebe Tochter, indem er die Tonkunſt bei der Hand an ſich zog. Nur näher! Nimm hier Platz neben mir. Ich will Alles gut machen.“

Nimmermehr wirſt du es, Vater, erwiederte jene mit gebrochener Stimme, nimmermehr!

„Warum das?“

Ich bin gekränkt, höchlich gekränkt.

„Wodurch? — Vermiſſeſt du etwa dein Plektron? Wo iſt es?“

Hier erblick' es zu den Füßen meiner triumphirenden Freundin. Ich mag es nicht mehr. Mag nun eine Andere, die Belieben dazu trägt, ſich damit beſchäftigen.

„Was verleitet dich dazu? Haſt du etwa mit einer Pieride gewetteifert und —

Nein! erwiederte ſie zürnend. Keiner Sterblichen ſoll ich unterliegen. Hier mit dieſer, mit deiner Tochter, der Malerei hab' ich's zu thun. Mit ihr, die mit ihrem hochtrabenden Eigendünkel, mich nicht allein zu beſiegen, ſondern auch mein Ehrgefühl aufs höchſte zu kränken ſuchte. — Doch ich will ihr gern den Sieg gönnen. Sie mag auf den Trümmern meines Ruhmes

ſich Trophäen ſetzen laſſen. Allein mir muß es frei ſtehen, meinem Amte zu entſagen. Ich mag meine Hand nicht mehr mit Dingen entweihen, die der unwiſſende Eigendünkel beſudeln darf.

„Mäßige dich, Tochter, unterbrach ſie Apollo. Wen darf unſeliger Hader zu ſolchem Eifer und Zorne verleiten? — Unterdrücke ſie. Nimm wieder deine gewöhnliche Sanftmuth an, und zeige dich in deiner Größe. — Wozu dieſe zitternde Stimme? Wozu dies thränende Auge? dieſe genetzte Wange, und dieſe Verwirrung in deinem ganzen Anzuge? — War denn der Streit ſo wichtig?“

Mein Ruhm, mein Anſehen, mein Alles hängt daran, erwiederte die Tonkunſt. — Du weißt, Vater, daß die Göttin Schönheit uns Schweſtern eine ge-

meinschaftliche Gönnerin ist, und daß wir nur durch sie vermögen, unser Ansehen unter den Sterblichen zu behaupten. Die Malerei will nun steif und fest: daß sie einzig und allein ihrer Gunst gewürdigt werde, daß sie allein im Besitze ihrer Freundschaft sei, und ihr daher der Vorzug vor uns allen gebühre."

„Mit welchen Gründen?"

Frage nur Schwester Poesie, sie wird dir Haarklein sagen können, wie seicht und beleidigend sie alle für uns sind.

„Tröste dich, Tochter, entgegnete Apollo, ich werde auch noch etwas für dich thun können. — Doch rückt näher, liebe Kinder. Du, Tonkunst, verscheuche deine düstere Miene. Richte dich auf, sei heiter. Du, Malerei, lege deinen ironischen Blick ab. Zeige dich großmüthig, und reiche dem

beleidigten Theile deine Rechte zum Frieden. Und ihr übrigen vernehmet, erholet euch. Denn ich merke, der Hader hat euch alle betäubt und auſſer Faſſung gebracht. — Kommt Kinder, nähert euch, macht Friede, ich will ſchon euren Hader ſchlichten."

Gerne! Gerne! fiel ihm die Malerei mit verſtellter Ironie ein.

„Nun erzählt mir den ganzen Vorgang, rief Apollo. — Dich, Tonkunſt, mag ich nicht zum Erzählen auffodern, du ſcheinſt dich noch nicht erholt zu haben. Erzähle du, Malerei."

„Unſer Streit, begann dieſe, war eigentlich, welche von den Künſten der Schönheit ſich am mehreſten nähere, oder in höherem Grade der Gunſt dieſer Göttin gewürdigt werde."

„Nun was habt ihr entſchieden?“ frug Apollo.

Nichts! erwiederte jene. Ich hatte bloß meinen Vorzug behauptet, die Poeſie brachte einige Gründe für den ihrigen vor. Ich ſuchte ſie zu entkräften, und dies brachte die empfindſame Seele hier, auf die Tonkunſt hinzeigend, ſo in Harniſch.

„Mit Gelaſſenheit zu Werke gehen, mit kaltem Blute beginnen, entgegnete Apollo, iſt eine große Tugend, die euch aber mit vielen eurer Schweſtern leider! oft zu fehlen ſcheint. — Ich merke ſchon, ſetzte er nach einer Pauſe lächelnd hinzu, ihr wollet alle den Apfel der Eris haben. Wollt ihr mich für euren Paris annehmen?“

Der Spaß erregte ein ſanftes Lächeln

unter den Musen. Sie rückten zum Kreise näher, und Apollo führte das Wort.

„Es wundert mich sehr meine Lieben, daß ihr einer Sache wegen in Streit gerathen seid, die euch euer Ansehen unter den Sterblichen nicht vermehren und nicht vermindern kann. Glaubt nur, Kinder, ihr könnt in gleichem Maaße euer Ansehen unter den Sterblichen behaupten. Doch deines Vorwitzes wegen, Malerei, muß ich hier die Bemerkung mir entfallen lassen: daß die Gunst, welcher die Schönheit die Tonkunst würdigte, sich bei den Sterblichen in ein weit graueres Alterthum verliert, als diejenige, die sie dir zu Theil werden ließ. — Mag auch immer der Sterbliche mit einem Gefühle für Grazie und Schönheit begabt zur Welt kommen; so hat doch die Natur dafür gesorgt, daß er bei seinem

erſten Daſein vorzüglich an den Dingen Wohlgefallen finden ſoll, die ſeinen Bedürfniſſen angemeſſener ſind. Nun ſcheint es aber, da wir eher Verehrer der Tonkunſt als der Malerei unter den Sterblichen fanden, da es eher einen Orpheus als einen Zeuxis, eher einen Amphion als einen Dädalus gab, daß die Tonkunſt den Sterblichen ein näheres Bedürfniß war als die Malerei, daß ſie von jener eher bezaubert und hingeriſſen wurden, als von dieſer. Wer könnte aber hierzu hülfreichere Hand geboten haben, als die unſterbliche Göttin Schönheit? — Mußt du nun nicht, ohne deinem Ruhm zu nahe zu treten, einräumen: daß die Schönheit der Tonkunſt eine ältere Freundin iſt, als dir? Mußt —

Was vermag nicht die Noth, fiel hier die Malerei ein. Mußte nicht Jupiter,

ehe er auf den Einfall gerieth, Schöpfer der Sterblichen zu sein, mit seiner keuschen Hälfte die langweiligsten Stunden hinbringen? Mußte er sich nicht mit den Reizen der scheelstolzen Juno, bei allem Ueberdruße, den ihm dies Elsterleben machte, begnügen? Sehen wir ihn aber seitdem ihm das Menschengeschlecht einige Beschäftigung gab, jetzt noch so fleißig um seine Juno? Finden wir ihn noch so beschäftigt, ihren Launen und Grillen Genüge zu leisten? Traun! Er sucht nun bei einer Leda, Europa, Danae, Kalisto und mehreren Blümlein dieses Gelichters sich, für die überstandnen Leiden, zu entschädigen, und achtet gar nicht darauf, wenn die großäugigte Juno dieser Schwärmereien wegen in üble Laune geräth, oder gar eifersüchtig wird. — Konnte nun die Göt-

tin Schönheit anders verfahren? Auch sie mußte sich mit einem minder gefälligen Günstling begnügen, bis sie einen bessern fand.

„Hielt es doch nicht so schwer, die Minerva aus dem Gehirne Jupiters zu bringen, als dir deinen Eigensinn heraus zu treiben, entgegnete Apollo. — Als wenn die Schönheit ihrer alten Freundin nicht noch immer günstig wäre, als wenn sie sich nicht noch immer zu ihr gesellte und —"

Bald wärst du wohl geneigt, lieber Vater, die Göttin des Undanks zu zeihen. Auch sie ist noch eingedenk des Genusses ehemaliger Vertraulichkeit. Sie hat noch oft die süße Erinnerung an die mit ihrer alten Freundin hingebrachten angenehmen Stunden. Sie lohnt es ihr noch oft, aber freilich sehr kärglich.

„Das heiße ich eine ſtarke Behauptung!“ ſagte Apollo.

Das wüßte ich nicht, erwiederte jene. Keiner der Unſterblichen verfehlt die wirkſamſten Mittel aufzuſuchen, ſich den Sterblichen in ſeiner ganzen Hoheit zeigen zu können, und der edlen Göttin Schönheit ſollte man es verdenken, wenn ſie mich vorzugsweiſe für ihre Mittlerin wählt — mich, die allein ihr fähig ſcheint, ſie den Sterblichen nach Würde darzuſtellen, die allein vermögend iſt, ihr Verehrer und Anbeter zu verſchaffen, allein Alles beſeelt, ihr Altäre — ?

„Halt ein! Halt ein! fiel ihr Apollo ins Wort. — Du verſteigſt dich in die Regionen der Einbildungskraft. — Es verhält ſich nicht ſo meine Tochter.“

Hier ſagte die Poeſie, haſt du einen Strich durch die Rechnung, Rechthaberin!

„Der ſoll erſt gemacht werden," erwiederte die Malerei.

„So höre mich, meine Tochter! entgegnetr ihr Apollo. — Bald wirſt du mir vielleicht ſelbſt eingeſtehen: daß, wenn du von deinem Einfluſſe auf die Sterblichen, auf die höhere Gunſt ſchließeſt, welcher dich die Schönheit würdigen ſoll, du dich verloren gibſt. — Du weißt, mit welcher Gewalt die Tonkunſt auf die Sterblichen wirkt. Ich mag nicht auf die alten Zeiten Rückſicht nehmen, wo ihre Energie durch einen Orpheus und Amphion hinlänglich bewährt iſt, ſondern ich will auf die neuern zurückkommen. Ich brauche dir nur einen Plato

zu nennen. Du weißt, mit welcher Vorsicht und unter welchen Einschränkungen dieser Göttliche in seinem idealischen Staate, zu dem er den Entwurf ohnfehlbar von einem der Unsterblichen erhalten haben muß, die Tonkunst wegen ihrer Energie und Allgewalt über die Sterblichen dulden will. Wie er gleichsam mit dem Maaßstabe in der Hand, ihren weiten Umfang einzuschränken sucht, und alle Mittel ersinnt, ihren Einfluß mit dem der andern Künste in ein gehöriges Verhältniß zu bringen. Würde er wohl dieser Bedenklichkeiten Erwähnung gethan haben, wenn sein tiefer Blick allen Künsten eine gleiche Energie zugetrauet hätte? Hier hielt Apoll mit schalkhaft lächelnder Miene ein. — — Doch ich merke, nahm er wieder

das Wort, du ſinnſt ſchon auf Einwürfe. Erſpare ſie dir, liebe Tochter. Ich habe durch dieſen Skrupel, fügte er mit Empfindung hinzu, deiner Würde keinesweges zu nahe treten, ſondern deine Unbilligkeit dir fühlbar machen wollen. — Streite nie mehr mit deinen Geſpielinnen um deinen Vorzug. Ihr ſeid alle Günſtlinge der Schönheit. Sie wird nie gegen Eine von Euch erkalten, und ihr werdet ihrer nie entbehren dürfen."

„Dich, Malerei, begünſtigt ſie mit jenen Reizen, wodurch ſie gleichſam das Auge der Seele, die Phantaſie, ergötzt. Sie nimmt dich durch ihren feurigen Blick, ihre roſenfarbige Wange, ihren lilienweiſſen Nacken, ihr goldlockigtes Haar und den ganzen Umriß ihres Körpers ein."

„Allein dir, Tonkunſt, vertrauet ſie die himmliſchen Reize ihres Herzens. Sie begeiſtert dich mit ihrem Wohlwollen, ihrer Sanftmuth, ihrer Unſchuld, Einfalt und Güte. Daher vermag die Zauberkraft deiner übermenſchlichen Harmonie aufs Herz der Sterblichen zu wirken. Du verſetzeſt ſie in Entzücken, reißeſt ſie zur Freundſchaft und Geſelligkeit hin. Mit eben dieſer bezaubernden Kraft entwickelſt du die geheimſten Falten der Empfindung, empöreſt und dämpfeſt du alle Leidenſchaften, vermagſt du das Gemüth der Sterblichen bald wie ein Orkan zu beunruhigen, bald wie ein Zephyr zu beſänftigen. Durch dich wird der Sterbliche ſo biegſam wie Espenlaub, ſo trotzend wie eine bejahrte Eiche. Du

belebst den Greis, ermunterst den Jüngling, besänftigest den Helden und zähmest den Tyrannen. Kurz du bist die Besitzerin aller Herzen."

„Aber du, Malerei, reizest vorzüglich die Phantasie, unterhältest die Sterblichen mit jenen täuschenden Bildern, wozu dir die Schönheit ihre Züge leiht. Du machst dir die reizenden Mienen, den erhabenen Gang, die sanften und einnehmenden Geberden, die himmlische Grazie und alle Zuckungen eines zärtlichen Schmerzes von ihr eigen. Du schaffest den Augen der Sterblichen eine neue Welt, beseligest sie wachend mit süßen Träumen, oder weckst ihre schlummernde Seelenkräfte zu einer sanften Beschäftigung auf. Du versetzest alle ihre Kräfte in jenes harmonische Spiel,

das sie von jedem trägen Schlummer befreiet, sie zur Sanftmuth und Zärtlichkeit in ihren Empfindungen gewöhnt, und sie gesitteter, froher und offener schafft. Darum thronest du auch da nur unter den Sterblichen, wo Sanftmuth des Herzens und geschmackvoller Spielraum der Phantasie sich entwickelt. Darum kannst du dich da nur in deiner ganzen Energie zeigen, wo das menschliche Herz sich in alle die feinen Empfindungen aufgelöst hat, die es den Unsterblichen näher bringen, die es schmeidiger und menschlicher machen. — — Ich merke, Malerei, du wirst schaamroth. Nun! dann ist es Zeit, daß ich einhalte."

Augenblicklich hob sich die Malerei von ihrem Sitze, fiel ihrer beleidigten Schwester in die Arme und umhalste sie. So

ging es mit Umarmungen im ganzen Kreiſe herum. Die Muſen ſöhnten ſich gegenſeitig aus, ſchwuren ihr Band hinfort immer feſter zu knüpfen, und ſchloſſen dieſes Feſt mit Wettgeſängen zum Lobe ihres himmliſchen Vaters Apollo.

Ueber Lieblings- und klaſſiſche Schriftſteller.

Sine ira et verecundia.

Der Lieblingsſchriftſteller einer Nation kommt mir vor wie ein liebenswürdiges weibliches Weſen, das durch ſeine Jugend, durch ſein einnehmendes, einſchmeichelndes und alle herzlichen Gefühle anſprechendes Benehmen, eine Menge Anbeter und Verehrer um ſich verſammelt. Hier kömmt es auf den erſten Eindruck an, der vom Gegenſtande gemacht wird. Man wird befangen, eingenommen, endlich leidenſchaftlich verliebt in ihn, überſieht ſelbſt ſeine Fehler, ja betrachtet ſie als Vorzüge, die

gleichsam als Schatten in dem Gemälde betrachtet werden, welche den Totaleindruck zu erhöhen, ihm bestimmt zu sein scheinen.

Der Lieblingsschriftsteller hat aber auch das Schicksal einer Geliebten. Er ist, wie sie, ein Geschöpf der Zeit. Man kennt ihn jung, sieht ihn reifen. Es ist sein Wachsthum was uns erfreuet, sein Treiben und Leben, was empfängliche Gemüther an ihm ergötzt. Er verblüht, seine Verehrer verblühen. In beiden Theilen beginnen die Kräfte, gleichsam zu erkalten und zu erstarren. Das Band wird gelöst, und es hallt nur noch der Ruf von einer mächtigen, sinnlichen Liebe nach, die einst bestanden, und nun mit den Wesen, die sie gepflegt, hingewelkt ist.

Der Lieblingsschriftsteller ist daher gleichsam ein, von dem Geist der Zeit gerührtes

Wesen, das Kraft genug hat, diesen Geist rein aufzufangen, und ihn idealisiren, oder so darzustellen, daß Jung und Alt den Genius darin erkennen, der ihnen das von einer energischen Seite zeigt, was in ihren Umgebungen und in ihrer intellektuellen Existenz, (so weit sie vor jenen sich deren bewußt worden) in der Farbe sich ihnen aufstellt, welche ihre Stimmung anspricht, oder die Geistesmode bildet.

Der Lieblingsschriftsteller ist eben ein vom Geist der Zeit berufenes Wesen. Er kann sich nicht dazu bilden, wie jeder andere Künstler. Er kann sein Talent ausbilden, kann mehr Gewandtheit, Routine und Festigkeit sich erwerben, aber das Maß von Kräften muß ihm verliehen sein, sie lassen sich nicht schaffen.

Der in den verschiedenen Literaturen

herumwandernde Gelehrte ſtößt auf Namen, die einſt dem Munde aller Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen von Geiſt geläufig waren, und in allen Zirkeln und Verſammlungen gefeiert worden ſind. Sie kehren mit ihrer Entdeckung in die Wirklichkeit zurück, und ſie hören, daß man kaum von ihrem Daſein etwas weiß, daß ihr Ruf längſt verſchollen, und daß der ehemals angebetete Götze ins Grab der Vergeſſenheit hinabgeſtürzt iſt.

Sie ſind mit dem Geiſte ihrer Zeit dahin geſchwunden, oder geben höchſtens den Abdruck deſſelben, der nur den Kreis belebte welcher ihn umgab. Jedes Zeitalter hat ſeine eigenthümliche Stimmung, die geſchaffen wird durch die äuſſere Zuſammenſtoßung von Urſachen und Begebenheiten und die den Geiſt des Volkes gleichſam be-

ſtürmen, gleichſam tränken und fortreißen. Mit anderen Ereigniſſen, mit anderen, in der Wirklichkeit entſtehenden Verhältniſſen wird der Geiſt der Zeit anders gerichtet und gewendet, es ſteht eine andere Geſtalt da, gegen welche die vorigen veraltet oder verzerrt erſcheinen.

Ein ganz anderes Verhältniß hat es mit dem klaſſiſchen Schriftſteller. Er gleicht einem ehrwürdigen Vater oder Greiſe, der in dem Kreis der Jugend und des reifen Alters frohe Aufnahme findet, den man gern hört, vernimmt und verehrt. Vor ihm ſchweigt der Vorwitz der Jugend, tritt zurück die höhnende Gegenwart. Aus ſeiner Phyſionomie ſpringen ſie noch hervor die Spuren von jugendlicher Kraft, von Gemüthsfreiheit, die uns Liebe und Achtung für ihn einflößen, und in ihm das

Wahre bewundern lassen, das schon längst hingeschwunden ist, aber in unserer Phantasie lebt.

Ein lebender, ein in der Jugendkraft seines Geistes wirkender Schriftsteller ist nicht klassisch zu nennen. Wenn er vollendet, wenn er seine Bahn durchlaufen, wenn seine Wirksamkeit geschlossen, dann hat er sich durch das was er aufstellt, selbst seine Stufe geschaffen, die ihm verliehen ward.

Er wird nur dann klassisch, wenn er über den Geist der Zeit erhaben, in der Idee sein Werk geschaffen und geformt, geformt unabhängig von den Gestalten die ihn und das Volk, in dem er lebt, umgeben, geformt für die Geistesempfänglichkeit des Volks, in dem er wirkte, und überhaupt im Geiste einer Zeit es gegeben, die einst gewesen, oder noch kommen dürfte,

die nur die Idee schafft, und die Idee beseelt.

Die Alten sind darum für alle europäischen Nationen klassisch, weil sie eine Welt aufstellen, die einst war, die ganz anders geformt und gedacht ist, als die neuere, die nur ein Nachhall von ihr gibt, und in welche, die ahnende Kraft des menschlichen Geistes gleichsam, wenn sie ihr ganz hingegeben ist, sich wieder versetzt zu sehen wünscht.

Die Alten hatten ebenfalls, so wie die neuern Nationen, ihre Lieblingsschriftsteller und Klassiker. Indeß da Europa's Bildung und die Gestaltung seiner Literatur von ihnen ausgegangen ist, so erscheint uns jede Trümmer, die sie uns darbieten, von großem Werthe, sei sie im Geist aller

Zeit oder einer Zeit hingeworfen; erscheint uns in ihnen alles klassisch.

Die Idealität in Gehalt und Form ist das Symbol der Klassizität bei allen Völkern. Nach diesem Gefühl oder dieser Wahrnehmung bildeten alle Nationen ihre Klassiker, bleibt alles dies als klassisch im Gebiet der Literatur stehn,

Alle neueren Nationen haben nach dieser Idee ihre Klassiker. Obgleich diese Nationen aber durch die Alten, vorzüglich die Griechen, größten Theils zur Geistesbildung übergegangen sind, so ist doch bei jeder eine Form stehen geblieben, in welcher sie ihre Idealität individualisirt, und die Form ist der einzige Kanon, nach welchem sie ihren Nationalgeschmack, ohne ihre Empfänglichkeit fürs Alterthum zu erdrücken, fixirte. Diejenigen Schriftstel-

ler, die diese Form mit der höchsten Idealität aufzustellen vermochten; diese Schriftsteller nun sind ihr Norm und Maßstab, und diese gelten ihr für Klassiker.

Die Idee ist in allen Nationen, in allen Menschen vorhanden, aber die Form, wie sie sich darstellt, ist verschieden. Sie erwächst aus dem Umfange der Wirksamkeit der Kräfte, jener Verhältnisse und Situationen, in welche die Völker vom Schicksal hingeworfen werden. Sprache, Religion und Gewerbe geben hier den Stoff, zur Gestaltung einer Form oder eines sichtbaren Genius.

So bildeten sich bei den neuen Völkern die Klassiker. Franzosen, Spanier und Italiäner besitzen ihre Klassiker. In ihnen erblicken sie den Keim ihres geistigen Seins und Wirkens.

In ihren Klassikern verräth sich erstens ein Geist, der Kraft genug gehabt hatte, eine Urform, wie die Griechen, zu bilden; aber da sie vorzüglich von der der Alten aufgeregt wurde, so erblicken wir in ihr eine Form, die aus dem Kampf ihres Geistes mit jener der Alten hervor gegangen, und aus welcher sich dann eine Individualität gestaltete, die Originalität und Nachahmung verräth.

So finden wir in den Klassikern aller Nationen, trotz der Wiederkehr der Form, die wir von den Alten her kennen, etwas Begrenztes, worin sich der Geist des Volkes wieder findet. So sehen die Engländer in ihrem Shakespear und Milton, die Franzosen in ihrem Racine und Moliere, die Italiener in ihrem Arioſt und Dante, und die Spanier in ihrem Lopez

und Cervantes etwas das sie anspricht, sie fesselt, das allen ihren genialen Köpfen Prototyp, Kanon, und Richtschnur ist, wie Homer und Sophokles es den Griechen waren.

Die neuern Klassiker der neuern Völker haben sich gleichsam in ihrer Sphäre gebildet. Jedes neuen Volkes Klassiker sind gleichsam in einer eigenen Sphäre entstanden, sie bestehen so für sich, wie die der Alten. Eines jeden Volkes Klassiker sprechen die Individualität des Volkes aus, dies konnte vorzüglich geschehen, da sie alle in der Periode sich entwickelt, wo die Nationen sich noch nicht in das Band der Humanität verwickelt, ihre gegenseitige Denkart ihre Empfindungsweise ausgewechselt hatten und isolirt, ja noch isolirter wie von Griechenland und Rom, in deren

Muſter ſie lebten, in ihnen ſich bildeten. Die Anſichten, die Eindrücke mußten verſchieden ſein, und das aus ihnen Produzirte zeigte in jeder Nation eine eigene autochtone Geſtaltung der Klaſſizität.

Dieſe Ideen drängen ſich hervor, wenn man ins Auge faßt die Klaſſiker der Engländer, Franzoſen, Spanier und Italiener — und der Deutſchen?

Ihrer iſt noch gar nicht erwähnt, weil in Hinſicht der Deutſchen noch immer die Frage aufzuwerfen iſt: ob ſie ſchon Klaſſiker haben? Schriftſteller, die dem Volke in Hinſicht der Genialität Maßſtab und Richtung abgeben?

Dieſe Frage, oder man könnte eigentlich ſagen, dieſe Aufgabe, dürfte vielen neu erſcheinen. Aber wenn ſie erwägen, daß diejenigen Deutſchen, welche in einem Ra-

bener, Gellert, Ramler, Haller, Hagedorn und Uz die deutschen Klassiker nannten, schon längst dahin gegangen sind; daß mit einem Fuße diejenigen schon größten Theils nach jener Gegend hingerichtet stehn, welche in Lessing, Klopstock, Ramler und Gleim die Klassiker der Deutschen erblicken; daß in einiger Tiefe schon die Stimmen derjenigen versinken, welche in Schiller, Bürger, Mathissen die eigentliche deutsche Klassizität erblicken, und daß diese schon von der jugendlichen Stimme derjenigen überrufen werden, welche in Tieck, Novalis und Schlegel die Götzen der deutschen Klassizität bewundern, so darf man wohl die Frage wiederholen: Haben die Deutschen ihre Klassiker?

Wenn wir genau die Momente berück-

sichtigen, mit welchen wir die Klassiker aller Nationen haben entstehen sehn, so finden wir: daß erstens Individualität, zweitens Einseitigkeit, drittens Begrenztheit in der Geistesthätigkeit eines Volkes nöthig ist, um sie geltend zu machen.

Wenn wir nun die Kulturgeschichte des deutschen Genius vor Augen nehmen, so finden wir, daß diese, zur Bildung der Klassiker erforderlichen Geistesrichtungen sich auf eine ganz andere Weise entfalteten und äusserten, als bei allen andern Nationen, und daher die Denkart der Deutschen, von der Literatur einen anderen, man möchte sagen eigenthümlichen Standpunkt erfassen mußte.

Es war ein Zeitpunkt für die deutsche Literatur vorhanden, wo sich die Individ-

dualität des deutschen Gemüths bestimmt und deutlich aussprach und behauptete. Dies war das Zeitalter der Minnesänger. Das was des Deutschen Genius da leistete ist autochton, indigenat und ihm eigenthümlich.

Der Deutsche ehrte in seiner Sprache in diesem Zeitpunkt seine Kraft, die Einheit seines Gemüths, und sie sprach sich darin aus.

Was den Deutschen von seiner Sprache abbrachte, war, daß sie Ursprache ist, und in Kollision mit derjenigen kam, welche sich in das öffentliche Geschäftsleben eindrängte, oder die Universalsprache der europäischen Staatsverwaltung ward — mit der lateinischen, die vorzüglich mit dem Katholizismus, der von Rom aus, über ganz Europa seine Herrschaft ausdehnte, sich

in alle Verhandlungen und Ideen eindrängte, die das Volk beherrschen sollten.

Keine Sprache eines Volkes ward dabei so deteriorirt als die deutsche. Frankreichs, Italiens, Spaniens Sprache, waren Töchter jener Universal-Sprache, und sie vervollkommten sich vielmehr bei dem häufigen Gebrauch derselben; eben so bereicherte sich bei ihr die gebrochne Angelsächsische Sprache, die in die Englische überging. Anders war es mit der deutschen. Sie hatte ein bezirktes Band, und sie mußte daher in dem Gebrauche der lateinischen zurück gesetzt werden, oder in ihrer Kultur sich vernachlässigt finden.

Als endlich die Reformation einen Theil Deutschlands von Rom losriß, kam vorzüglich die deutsche Sprache durch Luther in Anregung und Aufnahme, allein es war

nicht mehr jene reine, in sich selbst geschlossene Deutschheit, die sich darin ausdruckte, sondern es war eine, nach der Form der lateinischen gebildete.

Die Aufnahme, welche die alten Klassiker fanden, beförderte den Geschmack an Flexion und Konstruktion der alten Sprachen, und die deutsche Literatur beeiferte sich nun, in dieser Hinsicht die deutsche Sprache immer näher den alten Sprachen anzuschließen. So gerieth das deutsche Sprachorgan und das ihr entsprechende Gemüth in einen immerwährenden Kampf mit sich selbst. Die Sprache ward in höherem Grade ihrem Boden entfremdet, und so zu sagen, in ihrer Ausbildung neutral; so neutral, daß nicht allein die Alten, sondern auch die um sie her sich bildenden Sprachen, einen Einfluß auf sie erlangten.

Des Deutschen Eigenliebe erwachte aber in dieser Entfremdung, und es ermannten, sich allmählig, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, die deutschen Literatoren, Deutschland seine Sprache wieder anzuschaffen, ihr die frembartigen Lappen zu entreißen, die sie umgaben. Dies war das edle Bestreben eines Opitz, Günther ꝛc. in ihrer Bahn gingen die Hagedorn und Haller, und in ihr schritten glücklich fort die Lessing, Gleim, Uz und Weiße.

Indeß gelang es keinesweges diesen Geistern, in ganzem Umfange derjenigen frembartigen Seite, die der Selbstheit ihrer Sprache gleichsam angewachsen war, eine Gestaltung mit der Ursprache zu verleihen.

Wäre vielleicht der Deutsche in der er-

wähnten Bahn verblieben, ſo hätte Deutſchland ſchon ſeine Klaſſiker in jenem Zeitraum. Es hätte ſich die deutſche Sprache, nach dem Maße wie die Frankreichs, Italiens, Spaniens und Englands, nach der Sprache Latiums gebildet, und doch ihrem Genius Spielraum genug gelaſſen.

Allein eben die Fremdartigkeit der deutſchen Sprache, als Urſprache, mit ihrer Form, hat in ihrem Weſen eine Dualität und Zweiſeitigkeit zurück gelaſſen, welche die Literatoren ſtets zwiſchen der Form und dem Stoff der Sprache ſchwebend erhielt. Es entſtand in dem Gefühle für die Sprache, keine Einheit in ihnen, und ſie glaubten ihrer egoiſtiſchen Genialität zu genügen, wenn ſie es recht oft verſuchten, dieſes Gefühl ſich zu verdeutlichen.

Hier waren nun zwei Wege einzuſchlagen. Die Aufmerkſamkeit auf die Form, oder auf den Stoff der Sprache zu fixiren.

Die Aufmerkſamkeit ward aber auf die Form vorzüglich hingezogen. Die Form der deutſchen Sprache, war die der alten Sprachen. Und da die Kultur Europas von den Alten ausgegangen, da ihre Ideen über Kunſt und Literatur das Muſter in allen Schulen war, ſo neigte der Geiſt der Literatur vorzüglich dahin, die in den Alten vorgefundenen Formen, der deutſchen Sprache neuerdings, nicht in linguiſtiſcher, ſondern in äſtheriſcher Hinſicht, anzuſchmiegen.

Für dieſe Seite der Bearbeitung der deutſchen Sprache, lieferte Kleiſt den erſten bedeutenden Verſuch, der einiges Aufſehen unter den Literatoren machte. Ihm

folgte Ramler und Klopstock, die nun vorzüglich vielseitigere urd anhaltendere Versuche, die Silbenmaße der Alten in der deutschen Sprache einzubürgern, aufstellten. Keiner der früheren Dichter irgend einer Nation, hatte es noch gewagt, mit der ästhetischen Form der Sprache der Alten, mit ihrer vielseitigen Kraft und Gewandtheit in der Kombinirung kurzer und langer Silben, und den daraus entstehenden Rythmen oder Silbenmaßen in seiner Muttersprache zu wetteifern. Einzig und allein den Deutschen blieb dieser Versuch und konnte er vorbehalten bleiben, weil der Deutsche in seiner Sprache eine Dualität behauptet, die ihm Empfänglichkeit für diese besonnene Arbeit ließ.

Indessen wird doch der Kenner des Ganges der deutschen Literatur bemerken,

daß die dichteriſchen Verſuche eines Ramler und Klopſtock, ſo große Huldigung ſie von den Kennern des Alterthums auch ernteten, bei weiten nicht die Eindrücke mit ihren Werken auf den Genius Deuſchlands machten, als man nach der Sprache ihrer Bewunderer ahnen ſolte.

Der deutſche Genius, welcher ſich an den Stralen der ſchöpferiſchen Kraft ſeiner Dichter ſonnen wollte, ſah in ihnen ein fremdartiges Gewächs, das man bewundern mußte, weil es die Lehrer wollten, das man aber nicht genießen konnte. Das Volk, oder die leſende Welt hing an diejenigen ihrer Dichter, die in der Form ſangen und dichteten, welche mehr an dem Stoff, mit dem das Volk befreundet war, als an der Form der Sprache ſich zeigte; ſo lebte nun, um jene klaſſiſchen Vers-

künſtler, eine Reihe Dichter auf, die das künſtleriſche nur nach einer gewiſſen Grenze pflegten.

Indeß der Kitzel zur Sprachkünſtelei blieb immer noch im Schoße der deutſchen Literatur rege. Das was Ramler und Klopſtock noch unvollendet ließen, beeiferte ſich nun Voß in höherem Maße zu ergänzen und darzuſtellen. Nicht bloß für die Versmaße auch für die Konſtruktion der Alten, vorzüglich der Griechen, ſollte des Deutſchen Sprache empfänglich ſein.

Voß, an dem dies, als Ueberſetzer der Alten, noch zu entſchuldigen war, da er dadurch die Alten in ihrer inneren und äuſſeren Geſtalt uns wiedergeben wollte, fand nun bald ein Heer Nachahmer in dieſer Hinſicht. Vorzüglich iſt es jetzt einer unſerer vorzüglichen Köpfe, der nun bis in

dieſem Jahre es, Gottlob, ſo weit gebracht hat, deutſch in griechiſcher Manier zu konſtruiren, ſo daß ein Unerfahrner wähnen ſollte, er gehe darauf aus, als Deutſch-Franzos zu dichten.

Doch in dieſem Beſtreben des deutſchen Genius, die echt antike Form in deutſcher Sprache aufzuſtellen, mag doch wohl den friſch aufkeimenden Sängern des deutſchen Parnaſſes, entweder nicht Spielraum genug gegeben worden ſein, ſich in einer gewiſſen neuen Genialität zu produziren, oder ſie mochten wohl für den Genius ihrer Mutterſprache einen Spannagel darin gefunden haben; und was geſchah?

Man begnügte ſich nicht mehr mit dem antiken Klaſſizismus, der eine geraume Zeit herhalten mußte. Italien, Spanien, war nun der Boden auf welchem die Na-

tur die Form hervortrieb, an welcher auch der Deutsche seine Sprache schmiegen mußte. Es entstand nun in der deutschen Literatur jenes Heer von Sonetten- und Kanzonen-Schöpfern. *).

Der Ton, der Inhalt dieser Gattung, aus dem das Zeitalter, in welchem ein Patrarcha, Dante und Arioſt lebten, mochte wohl Deutschlands poetischen Jüngern Veranlassung gegeben haben, auf die Spuren deutschen Gesanges und deutscher Rede, jener Zeit, einen aufmerksamen

*) Ein gediegenes Wort läßt der biedere Fernow, über den Gebrauch der italiänischen Silbenmaße in der deutschen Literatur, fallen, an einem Orte, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Prometheus. Erster Band. Viertes Stück. S. 33.

Blick hinzuwerfen; es war die Zeit der Minnesänger.

Der Funke loderte zur Flamme auf. Es gattete sich gleichsam der, den Italiänern und Spaniern abgewonnene Geschmack, mit der, in den Minnesängern herrschenden, Manier; man sah in diesen wie in jenen die höchsten Muster der Idealität, und so steht nun der deutschen Literatur ein Klassizismus bevor, in den Schätzen die ihr Tiek, Schlegel, Arnim, Brentano ꝛc., theils in den Reihen der altdeutschen Gedichte eröffnet, theils in der Nachbildung, zu der sie jene Muster des Süden und Norden begeisterten.

Bei dieser Gährung der Gemüther zwischen den antiken und modernen Klassizismus, bei diesem mühseligen Bestreben der deutschen Literatoren, die gleichsam

als Nachkömmlinge des Prokrustes, nach der Manier und der Idee aller Nationen, die Sprache ihres Volkes zerren und drehen, und diese nun täglich mehr aus ihrem Karakter herausreissen, oder sie in einen fremdartigen hineinpressen; — bei diesem unablässigen verfeinern und wetteifern, hierin etwas Vollkommenes zu schaffen, kann es nicht fehlen, daß die Literatur der Deutschen, kaum daß die Genialität einiger starken Köpfe, sie zu einem Grade von Klassizität erhoben, wieder die Tendenz verliert, die ihr jene eingeflößt *).

*) Es wird hier nichts übertrieben. Einen der deutlichsten Winke über diese Geistesstimmung gibt uns der Senior der Journalisten, Herr Biester, in der Berl. Monatsschrift. Er läßt hier Hrn. Bothe als einen Verskünstler auftreten, der die deutsche Metrik in

Es ist nicht abzusehen, ob dies Wesen — man möchte es wohl gar Unwesen zu nennen belieben — dessen höheren Grund

einem hohen Grade, der der Alten näher zu bringen versucht, indem er die Kunst aufstellt, für die neutralen bekannten Wörter der deutschen Sprache einen bestimmten Ton vorzufinden, der sie zu kurzen oder langen Positionen stempelt. In dieser Extase die deutsche Sprache als ein Gewächs Latiums eingewurzelt zu sehen, kümmert es aber Herrn Bieſter nicht, in der Ode, die er als ein **Produkt von Herrn Bothes** metrischem Genius gibt, Stellen wie folgende als musterhaft aufzustellen.

Reiche Gab' in Schiff gehauft des Abend-
Strandes, (ob hier Untiefe bedraut, ob Abgrund
Dort), die Eisennadel im Auge steuert er
muthigen Herzens
Durch die Sturmaufruhr', unereilt von Unglück ꝛc.

wir in der, in des Deutschen Gemüth Wurzel gefaßten Dualität, aufgefunden, in Deutschland ein Ziel finden dürfte. Und ehe dies nicht der Fall sein wird, ehe Deutschlands Sprache nicht wie die der neuern Nationen einen geschlossenen und abgerundenen Darstellungskreis erhält, der nur an dem Stoffe seinen Vorwitz übt, ehe es nicht dahin in Deutschland kommt, dürfen wir auch nicht hoffen, einer deutschen klassischen Literatur uns versichert zu halten.

Schiller und Göthe, die unsere zeitige Kunstjünger eben so im Munde führen, wie die ehemaligen, Lessing, Klopstock uud Wieland, laufen eben wie diese die Gefahr, wieder von der oberen Stelle, die sie in dem Kreise der deut-

ſchen Literatur einnehmen, verdrängt zu werden. *).

Wenn man mit einiger Aufmerkſamkeit nur die halbjährige Ernte unſerer Literatur durchgeht, ſo iſt man zwiſchen Erſtaunen und Verdruß getheilt. Man erſtaunt über die Mannigfaltigkeit der Formen,

*) Die Gefahr für Schiller iſt ſchon vorhanden. Des Knaben Wunderhorn. Thl. 1. S. 353. Wo ſich ein Gedicht, überſchrieben: „Die feindlichen Brüder“ freilich mit dem Epigraph: (Handſchrift, mit Noten, 1600 — 1700) findet. Indeß halten es die Herren Herausgeber des Wunderhorns, die Herren Brentano und von Arnim, nöthig, die Bemerkung hinzu zu fügen: „Der lieben Dummheit muß hierbei bemerkt werden, daß dies ein Scherz, wenn ſie weiß was Scherz iſt, kein Schimpf gegen Schiller ſei.“

welche ſich der Deutſchheit anſchmiegen, und ärgert ſich über den Wechſel und die Hinfälligkeit dieſer, aus Laune und Kaprize zuſammengeſtoppelten Meiſterſchaft *).

*) Aus der Aeuſſerung die Köpken, der das Heer der deutſchen Ueberſetzer des Terenz vergrößert, bei Gelegenheit einer Probe ſeiner Ueberſetzung des Plautus vorbringt, läßt ſich ohngefähr ermeſſen, welches Schickſal vorzüglich den beiden deutſchen größten Dichtern in Deutſchland bevorſteht. Indem er von dem Versmaß des alten Drama ſpricht, trägt er unter andern die Aeuſſerung vor: „Es iſt hier nicht der Ort, über den Werth oder den Unwerth des fünffüßigen Jambus überhaupt zu reden, wie wohl es nicht ſchwer ſein möchte, darzuthun, daß dieſe Form als unrein, unnatürlich, (?) entweder gar nicht, oder als gereimt (?) hätte aufkommen ſollen, und daß ſelbſt (hear him!) die

Und bei dieser polypenartigen Bildung des deutschen Gefühls, welche die Meister ehren, und die sie in den Jüngern nähren, verlangt man noch von dir, Deutschlands Volk, einen festen, stabilen Takt für die Produkte deiner Genialität! Bezüchtigt man dich des Undanks gegen die großen und wichtigen Männer, die sich einst erhoben auf die Schwingen ihres Genius, dich

Werke der drei größten modernen Tragiker, Shakespare, Schiller, Göthe, in Absicht ihrer Form, einen höheren Werth haben würden, wenn sie Statt jenes fünffüßigen, gleich den griechischen Mustern, den sechsfüßigen Vers gewählt hätten." Berlinische Monatsschrift. 1803. Monat November. S. 195. — Shakespear du bist gerettet, denn du lebst in deinem Vaterlande noch, wie in dem ersten Momente deines, Ruhms. Aber Ihr, Schiller und Göthe! —

fortriſſen durch den Zauber ihrer Worte und ihrer Rythmen! Klagt man dich, deutſches Volk, an, daß du nicht dauernder Empfänglichkeit fähig ſeieſt, für das dir reichlich dargebotene Himmliſche und Unſterbliche.

Wer ſoll dieſe dauernde Empfänglichkeit bilden, wenn ſie diejenigen noch nicht ergriffen, welche die Muſter davon in allen Literaturen des Erdbodens erblicken, und um die Wette ſich beſtreben, durch Förmlichkeiten ihr Gefühl und ihr freies Urtheil zu tödten, und durch ein ununterbrochenes Vorführen fremdartiger Geſtalten und Formen, dem Auge des Volkes keine bleibende Stätte gewähren, um ſich zu fixiren und einen feſten Standpunkt in ſeinem Urtheil behaupten zu können.

Wer Deutschlands Volk kennt, und seine Literatur, dem wird daher die Bemerkung nicht entgehen: Deutschland hat noch keine Klassiker, noch keine Reihe von Mustern für die Genialität seiner Sprache. Das Streben der Eingeweiheten oder der Literatoren nach Klassizität, ist für das Volk ein Fremdling. Es sieht in ihm Keime und Pflanzen, die es als Wundergestalten einer fremden Welt oder Zone, höchstens anstaunt, bewundert und endlich vergißt.

Einen gröſsern Spielraum hat in Deutschland daher die Masse der sogenannten Lieblingsschriftsteller. Kein Volk zählt so viele Lieblingsschriftsteller als das Deutsche, keine Literatur ist vielleicht so zahlreich an Produkten der Art, als die deut-

sche. Wer nur einige Dezennien in Deutschlands Literatur zurück denken kann, der muß erstaunen über das Heer sogenannter Lieblingsautoren, deren Karakter wir im Anfange aufgestellt.

Man schreit und zetert gegen diese überschwemmende Produktivkraft unserer Literatur, und vergißt, daß ohne sie, bei dem Standpunkte, den Deutschlands Literaturgeist seit einem Jahrhundert angenommen, das Volk noch unempfänglicher für Literatur überhaupt sein dürfte, und daß dieser Standpunkt des ewigen Streitens, Haderns und Kämpfens über die Grundsätze, den Genius, von dem der deutsche Volksgeist beschwängert ist, ausser aller Aufsicht brachte, und einer freien und willkührlichen Thätigkeit überließ, die jene An-

lage zur Fruchtbarkeit schuf, mit der wir in der deutschen Literatur gesegnet sind.

Der Deutsche gleicht daher auch in Hinsicht des Volksgeschmacks einer unerfahrnen Jugend, die von allen und jeden Reizen, die sich ihr darbieten, gefesselt und gerührt wird. Die Lieblingsschriftsteller dominiren seine Gefühle, und die Herrschaft dieser Meister, gleicht der der Hetären, die nur, so lange sie jugendlich und frisch sind, sich geltend machen können.

Da, wo der Geschmack einer Nation, durch mehrere, zu Klassikern erhobene Schriftsteller, festen Fuß gefaßt, ist selbst den Lieblingsschriftstellern eine gewisse Grenze, ein gewisser Zügel angelegt. Ihre Frische glänzt wenige Zeit, das unbefan-

gene Wesen gibt sich ihnen hin, allein immer mit der Würde und in der Grenze, welche die Ehrfurcht einflößt, die durch die Gegenwart und den ernsten Blick des gehuldigten Alters, durch die Klassiker, einem Volke aufgeregt wird.

Ueber eine Leſſingſche Fabel.

(Bruchſtücke eines Briefwechſels.)

I.

— Nun auch zu etwas Literariſchem.

Ich weiß nicht, ob Sie ſich aus Leſſings Fabeln der neun und zwanzigſten des zweiten Buchs: Tireſias überſchrieben, erinnern werden. Dem Namen nach wird ſie Ihnen wohl bekannt ſein. Indeß da man auf Reiſen nicht immer eine Bibliothek zum Nachſchlagen bei der Hand hat, ſo gebe ich Ihnen hier eine Abſchrift:

„Tireſias nahm ſeinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem

Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe."

„Noch neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain: und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämften. Da hob Tiresias abermals ihren Stab auf, und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — O Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne."

Das ist die Fabel; und ihr Sinn? Ich

darf mich wohl als Weib nicht ſchämen, Ihnen offenherzig zu geſtehen, daß ich mich vergebens bemühete jener Fabel einen paſſenden Sinn unterzuſchieben, da ſelbſt eine Anzahl gelehrter Männer aus meinen Bekannten und Freunden, welche einer vertraute Bekanntſchaft mit den Leſſingſchen Schriften zu haben affektiren, mit mir in gleicher Verlegenheit waren.

Da aber in der Rückſicht mein Glauben an Leſſing unerſchütterlich ſteht, daß er nie etwas niederſchrieb, was nichtsſagend wäre; ſo will ich mir eine Geiſtesbeſchränktheit viel lieber zuſchreiben, als in dem Glauben an den großen Mann, den einzigen Großen den Deutſchlands Literatur im vorigen Jahrhundert aufzuzeigen hat mich irre machen laſſen. — Es ſei alſo wiederholt: ich begreife den Sinn der vorſtehenden Fa-

bel nicht und Sie? — Sie ſollen mein Apollo ſein, wenn Sie es der Mühe Werth halten mir eine Erklärung aufzuſuchen. — Vielleicht dürfte es Ihnen die Auflöſuung erleichtern, wenn ich noch hinzufüge: daß Leſſing in dem Regiſter von ſeinen Fabeln, den Antonius Liberalis als eine Quelle ſeiner Fabel von Tireſias angibt.

II.

— Sie mögen, theure Freundin, freilich vor das Katheder einiger Freunde gerathen ſein, die bloß den Geiſt der über Leſſing hauſet zu kennen affektiren. Ihr Kennen iſt ein Verkennen. Leſſing war kein Dogmatiker in ſeinen Empfindungen, Ideen und Urtheilen, ſondern ein freier Kopf, der über Alles was geſagt worden, ſeine Bemerkungen, freilich im ſokratiſchen Ton, ernſt-

spöttelnd, vorbrachte. Wer ihn nicht an dieser Haltung gewahret, dem werden manche Obskuritäten und Widersprüche in seinen Schriften vorkommen.

In seinen Fabeln findet man oft den von ihm aufgestellten Karakterzug. Er strafet nicht durch Ernst, sondern durch ernsten Spott, und den müssen unter andern Wesen oft die Weiber fühlen. Daß Sie diesen ernsten Spott in der Fabel Tiresias gegen Ihr Geschlecht nicht fanden, zeugt mir von ihrer Unbefangenheit, oder zum wenigsten, daß er Sie nicht treffen soll. Denn auch unter den Weibern, giebt es edle Geschöpfe wie — unter den Juden. Und zu den edlen Weibern, das wissen Sie, hab' ich Sie immer gezählt.

Einen feinen, gegen die Weiber gerichteten, Spott, enthält also die Fabel Tiresias.

Wer den findet der hat ihren Sinn. Zur Sache.

Tireſias erblickt die ſich begattenden Schlangen. Er jagt ſie aus einander und wird zum Weibe. Warum? Weil er, der Mann, den, ganz dem Karakter des Weibes eigenen Hang, zur Stiftung von Zwietracht und Hader, in ſeiner Handlung äuſſert. Wie er nun als Weib einſt die Schlangen kämpfend erblickt und ſie aus einander jagt, ſo verleugnet er in dieſer, dem Karakter des Mannes geziemenden Handlung: den Hader zu enden und Ruhe und Frieden zu verbreiten, gleichſam ſeine ganze Weiblichkeit, und das Schickſal hielt ihn wieder der Geſtalt des Mannes werth.

Vermögen Sie, meine Freundin, einen angemeſſenern Sinn jener Fabel unterzuſchieben, ſo wollte ich mich ſofort be-

reit finden, meinen ihr untergelegten für unzulänglich zu erklären.

Sie verweisen mich auch Lessings Quelle auf Antonius Liberalis. Allein ich muß Ihnen nur sagen, daß dieser sie ihm keinesweges dargeboten haben kann. Antonius Liberalis erwähnt der Fabel von Tiresias nur beiläufig. Hingegen erinnere ich mich daß Ovid sie in seinen Metamorphosen weitläuftig erzählt. Ausserdem findet man auch in Bayle's historisch-kritischem Wörterbuche den Artikel Tiresias, wo eine Menge Schriftsteller der Alten verzeichnet sind, welche dieser Fabel mit größerer Ausführlichkeit erwähnen als Antonius Liberalis.

Beinahe, liebe Freundin, gerathe ich auf die Vermuthung, daß Lessing vorzüglich des Antonius Liberalis als Quelle er-

wähnt, um ſeine Beleſenheit gegen Bayle geltend zu machen. Denn Antonius Liberalis iſt der einzige Schriftſteller den Bayle übergangen. Ein ſolcher gelehrter Dünkel iſt ganz dem literaliſchen Karakter Leſſings angemeſſen.

Ihre Frage, liebe Freundin, hat mir einen Verſuch in Erinnerung gebracht, den ich in der Nachahmung einer Fabel Leſſings, die er: die Furien, überſchrieben, vormals wagte. Es iſt ein Wageſtück, weil dieſe Fabel von Kennern bei weitem für die vorzüglichſte in ſeiner ganzen Sammlung gehalten wird.

Hier haben Sie dieſe Nachahmung.

Nikander.

Pluto war einſt beſorgt, daß ſeine Höllenrichter, wegen ihres hohen Alters, end-

lich für ihr Amt untauglich werden dürfte. Er machte sich daher an Charon. „Auf!“ Rief er ihm zu. „Spanne die Segel deines Nachens und steuere der Oberwelt zu. Such' unter den Sterblichen vorerst einen redlichen und unbestechlichen Mann und führ' ihn her. Er soll bei meinen Richtern zum Gehülfen angesetzt werden.“

Charon trat den fernen Weg an. Er kam nach der Unterwelt und suchte, suchte lange den Rechtschaffenen, der an die Seite eines Minos, Rhadamantes und Aeakus versetzt zu werden und Recht zu pflegen verdiente; allein vergebens. Unverrichteter Sache mußte er wieder seinen Weg nach dem Styx nehmen.

„Du kommst,“ rief ihm Pluto, als er ihn erblickte, zu, „leer zurück! Wie! Ist die

Menschheit so ausgeartet, daß ich die drei unbestechlichen Richter meines Reiches nicht mit Einem zu ersetzen vermag?"

Ach! das nicht, versetzte Charon.

„Nun, wo hausen denn die Rechtschaffenen alle?" fragte Pluto.

Das Richteramt, versetzte Charon, scheint ihnen in deinem strengen Reiche nicht zu behagen. Die guten Leute glauben es auf eine bequemere Weise durch die Welt bringen zu können.

„Nicht Einen fandest du der Standhaftigkeit, Fähigkeit —?

Da war ein rechtlicher Mann, fiel Charon ein, von dem man glaubte, daß er Alles seiner Gerechtigkeitsliebe aufzuopfern Festigkeit genug besäße. Rikander stand in dem Rufe. Denn nie würdigte er die Thorheiten der Menschen eines

Blickes, nie huldigte er durch den fernſten Blick Beifall ihren Laſtern und Ausſchweifungen, allein —

„Nun?“ rief Pluto betroffen.

Ich kam leider! zu ſpät.

„Zu ſpät?“

Jupiter ließ ihn durch den Merkur nach dem Olymp holen.

„Was will Jupiter mit dieſem braven, rechtlichen Mann am Hofe?“

Jupiter wird nunmehr ernſthafter. Er iſt des Ganymeds Luſtſtreiche überdrüſſig und wählte ſich den Nikander Statt des Ganymeds — zu ſeinem Günſtling.

Bedauernswerther Nikander!

Woher kömmt es, daß faſt alle Tragiker Sujets für ihre Kunſtwerke aus der Geſchichte wählen?

Einſeitigkeit, die man in ſeinen Anſichten von Gegenſtänden der Natur oder Kunſt zu behaupten ſucht, iſt vielleicht die größte Veranlaſſung immer geweſen, Ideen und Urtheile in Umlauf bringen zu wollen, die für das Wiſſen oder die ſelbſtthätige Wirkſamkeit des Geiſtes vom größten Nachtheil ſein mußten; die ihn zu einer gewiſſen Trägheit, welche immer eine Totalität in ihrem Daſein erblickt, ſtimmt, und die

gleichsam als die Mutter des Vorurtheils betrachtet werden kann.

Es ist nichts natürlicher, als daß eine Philosophie, die alles aus dem Geiste des Menschen zu erklären sucht, in allen Erscheinungen, die sich ihr darbieten, die Wirksamkeit des Geistes als Mutter derselben betrachten muß. Keine Erscheinung der Natur und Kunst, darf es solchen Denkern geben, die nicht ihre Genesis mit Stumpf und Styl aus der innern Verzweigung des Gemüths herleitet. Auf solche Art stoßen wir auf Behauptungen, die uns, die wir nicht bloß im Geiste sondern auch im Körper leben, von der fremdartigsten Natur erscheinen müssen, unter welchen gewiß diejenige mehrerer neueren Historiker obenan stehen dürfte: daß die Reihe der Erscheinungen im Gebiete der

Willkühr, welche dasjenige bildet, was wir Geſchichte nennen, aus dem Gemüth der menſchlichen Natur ſich überhaupt deduziren läßt.

Es wäre gewiß erbaulich, wenn ein aufmerkſamer Leſer, die mancherlei Behauptungen und Deduktionen, die, in dieſer Hinſicht, in den Schriften der neuern Zeit ſich verbreitet haben, zuſammenſtellen, und ihre Sonderbarkeit entwickeln wollte. Eine Eigenheit der Art, verräth die Aeuſſerung eines Schriftſtellers, bei der Frage: woher es komme, daß faſt alle Tragödien-Dichter für ihre Kunſtwerke, Sujets aus der Geſchichte entlehnen? „Hingedeutet" ſagt er *), „iſt ſchon auf dies Phänomen wor-

*) Theater, von Auguſt Klingemann. Erſter Band. In der, als Vorrede darin befindlichen Abhandlung: Ueber romantiſche Poeſie.

den, indeß vermeine ich nicht, daß Jemand es zu erklären versucht hätte. Auch scheint mir der Grund wirklich so tief zu liegen, daß es nicht leicht ist, ihn deutlich zu machen. Die griechischen Dichter wählten ihre tragische Fabeln aus der Heroenzeit, und untermischten sie mit religiösen Mythen, die für sie ebenfalls das Gepräge der Wahrheit hatten. Schakespear legte fast allen seinen Dramen die Novelle oder Geschichte zum Grunde, und alle neuern Dichter folgten seinem Beispiele, ja sogar die, welche ein Sujet willkührlich erfunden, suchten doch, durch Hindeutung auf Zeit und Ort, möglichst an die Wirklichkeit zu erinnern. Dieses Zusammentreffen bei verschiedenen Nationen ist gewiß nicht zufällig, sondern muß von einem gemeinsamen Prinzip ausgehen. Das Drama rückt

seine Gestalten in die größte Nähe, und läßt sie, in der Gegenwart selbst handelnd, vor uns auftreten; dadurch wird schon einigermaßen der Schein der Wirklichkeit postulirt. Indeß hat die Komödie diesen Karakter durchaus mit der Tragödie gemein, und doch wählt nur die letztere ausschließend historische Sujets zu ihrer Darstellung? Es muß daher ein noch tieferer Grund aufgefunden werden. Die Tragödie ist die erhabenste unter allen Dichtungsarten, sie will die von der Erde entflohene Freiheit zu ihr zurück führen, und erhält dadurch einen praktischen, in das Leben eingreifenden Zweck, wodurch ihre strengere Sittlichkeit zugleich nothwendig bedingt wird. Freiheit ist das höchste Gut, wornach die Menschheit ringt, um dieses Ideal

wieder zu erreichen, ſetzt ſie ſogar es, als einſt ſchon erreicht, voraus — ein goldenes Zeitalter der Vergangenheit und einzelner Heroengeſtalten, die, dieſes goldene Zeitalter in der Bruſt, durch die entfernte Vorzeit hin wandeln. Dieſe Vorbilder werden die Gegenſtände, worauf die tragiſche Muſe zuerſt hindeutet und die ſie dem geſunkenen Geſchlecht als lebendige Muſter entgegen ſtellt, ohne dadurch einer niederen Wirklichkeit ſich hin zu geben, denn die Geſchichte wird in der Entfernung durch ſich ſelbſt poetiſch, und durch ihre weiten Hallen wandeln die Heroen, vom Himmelslichte allein beleuchtet, und von dem Druck und der Einengung die allein die Nähe ihnen auflegt, befreiet. Eben dadurch wird die hohe Idealität dieſer Kunſt zugleich mit dem reellen Ernſte

so innig verschwistert, und Melpomene ist die freie selbstständige Herrscherin zweier Welten. Nur aber die ferne Vorzeit der Geschichte ist der Kreis, dem sie ihre Heroen entführt, die Gegenwart ist eng' und arm, denn selbst der größte Held in ihr, erscheint eben durch die zu nahe Entgegenstellung zugleich als der bedürftigste Mensch, und alle kleinen Schwächen seines Geschlechts muß er mit ihm theilen."

Es ist wirklich nichts leichter, als Früchte, die an niedrigen Bäumen hangen und leicht erreichbar sind, zu übersehen, um sie auf Leitern mit Mühe von den Kronen hoch bewachsener Stämme zu pflücken. Wem die Geschichte der dramatischen Dichtkanst bekannt ist, den wird es nicht wundern, woher die Tragödie, wie sie in Europa sich entfaltete, einen

ganz von der Komödie verſchiedenen Stoff wählt. Es iſt bekannt, daß die Tragödie, als ein griechiſches Produkt, ihren Urſprung bei Feierlichkeiten und Feſten fand, welche die Hellenen zum Andenken wichtiger Ereigniſſe oder Begebenheiten einſetzten. Man ſieht alſo, das ihr Urſprung ſich an ein hiſtoriſches Ereigniß feſſelt, das höchſtens durch die Phantaſie ausgeſtattet ſich zeigen dürfte. Es mag dies der Zuſtand der Tragödie in den Zeiten der Heroen geweſen ſein. Die Kultur Griechenlands hat die Verehrung, die den Göttern und den Myſterien der Schöpfung, in dem Zeitalter der Heroen gewährt ward, wahrſcheinlich in den folgenden Zeitaltern auf dieſe übertragen, und ſo entſtanden oder bildeten ſich die ſpätere Tragödien, wie

wir ſie von Aeſchylus bis auf Sophokles bei den Griechen kennen lernen.

Eine andere Bewandtniß hat es mit dem Urſprunge der Komödie. Sie hat ihre Entſtehung vorzüglich dem Bedürfniß des Menſchen, zu einer nachdrücklichen Erholung auf eine anſtrengende und erſchöpfende Arbeit, zu verdanken. Sie entkeimte gleichſam in der Periode, wo das Volk noch im Landbau, die einzige Quelle ſeiner Erhaltung und ſeines Reichthums fand; und wenn die Ernte vorüber war, der Gewinn vom Boden die Scheunen füllte, war der Zeitpunkt vorhanden, wo das Volk ſich dem Müßiggange überließ, und der Laune und dem Muthwillen einen zügelloſen Spielraum gewährte. Es waren Neckereien, Spottreden, die debutirt wurden, und welche nicht im Andenken

erhalten, ſondern vergeſſen werden ſollten. So entſtand die Komödie.

Man ſieht in ihrer Entſtehung den Grund zu allen den Zügen, welche ſie noch bis auf unſere Zeit karakteriſiren. Komödien ſind reine Schöpfungen der Einbildungskraft, die Anfangs Groteſken aufſtellten, welche dem Volke gegeben waren zu ſeiner Zerſtreuung und Erholung, oder die ihrer Ausgelaſſenheit wegen ins Groteske, d. h., widernatürlich-komiſche ausarteten. Dieſe gaben endlich Veranlaſſung, daß allmählig, bei höherer Kultur und vermehrter Induſtrie, genialiſche Köpfe ihren Witz aufboten, das Volk zu unterhalten, ſo entſtand eine Anzahl von Komödianten, von denen uns der Name Theſpis noch aus dem Alterthume erhalten ward, und von welchen aus die Komödie

ſich allmählig bei den Griechen, je höher die Kultur ſtieg und ſich in ſtädtiſche Induſtrie verwandelte, zu den Meiſterwerken des Ariſtophanes und Menander erhob, welche uns Karikaturen oder das Natürlich-komiſche aufſtellten.

Griechenland war der Urboden der dramatiſchen Kunſt der Alten. Rom eignete ſich bloß die Manier und die Form der Griechen zu, und im Seneka ſowohl als im Plautus und Terenz erkennen wir die griechiſche Manier.

Endlich die Neueren, Frankreich, Italien und England, wichen nicht von der Methode in der Wahl ihrer Stoffe zu den Tragödien und den Komödien, da ſie in der Form, welche die dramatiſchen Dichterwerke der Alten ihnen hinterließen, ein

Muſter für ihre dramatiſchen Produkte fanden.

Die Engländer unterſcheiden ſich nur hierin von den Franzoſen, daß, indem die tragiſchen Dichter der letzteren, in den Stoffen der Alten ihrer Idealität genügten, die erſteren aus dem Vorrath von Novellen und Legenden des Mittelalters, den Stoff für ihre Tragödie holten.

Es iſt der dramatiſchen Kunſt der Neueren alſo der Karakter der Alten verblieben, und daher natürlich zu löſen, warum der Tragiker größten Theils aus der Wirklichkeit, und der Komödiendichter aus der Phantaſie ſeinen Stoff herholt.

Wenn es daher noch irgend eine Erörterung verdient, woher es kommt, daß die Tragiker der neuern Zeit, ſo ſelten ſich

in Hinsicht ihres Stoffes, von der Wirklichkeit entfernen, so glaube ich dafür einen anderen Grund zu finden.

Die Tragödie erfordert, nach der lyrischen Gattung, den höchsten Grad von Enthusiasmus. Der Enthusiasmus ist aber mehr geeignet der produktiven Kraft der Phantasie als der rezeptiven einen Spielraum zu lassen. Je feuriger der Dichter ist, je mehr er sich seinem Gefühle überläßt, desto unfähiger ist er daher eine Handlung zu schaffen, und seine Phantasie ist mehr für eine Receptivität als Produktivität geeignet *). Es ist daher

*) Daher geht die Hymne, die Ode, die Dytirambe und die Skolie, welche den höchsten Enthusiasmus erfordern, ganz in Empfindungen, die nicht der Vorstellung fähig sind, über.

nichts natürlicher, als daß die Phantasie des Tragikers von einer Situation, die ihm vorgeführt wird, einen tiefen Eindruck erhält, und an dieser seine Kraft zu üben Veranlassung nimmt. Daher ohnfehlbar die Erscheinung, daß der Tragiker, selbst bis auf neuere Zeit herab, mehren Theils an historischen Sujets, oder an Novellen und Legenden seine Kräfte übt.

Anders ist es beim Komödiendichter. Die Komödie ist Folge einer frohen Aeusserung des Gemüths, die der Phantasie Zeit läßt, einen Stoff oder eine Handlung zu schaffen. Der Enthusiasmus wird da nicht so feurig ausgedrückt, und der Phantasie bleibt Kraft, etwas zu produziren. Wir sehen daher, daß dieser Stoff mehren Theils rein erfunden wird, und da

der Enthusiasmus in der Ausarbeitung nicht das Gemüth von der Wirklichkeit abzieht, so finden wir, daß der Dichter häufig auf die Wirklichkeit zurück kommt. Darstellung von schwachen Karaktern, Lächerlichkeiten in Sitten und Denkart sind es, die er aufstellt.

Es läßt sich aus diesem Raisonnement auch erklären, woher es kommt, daß alle Nationen mehr Tragiker als Komödiendichter aufzuweisen haben. Die Produktivität der Einbildungskraft ist ein weit selteneres Talent als die Rezeptivität, und da die Komödie vorzüglich des ersteren bedarf, so ist nichts natürlicher, als daß es mehr Tragiker als Komödiendichter geben muß.

Ich glaube daß diese differenzirende

Thätigkeit der Phantaſie auch vorzüglich in neuerer Zeit, den mitten Rezeptivität und Produktivität ſchwebende genialiſchen Köpfen, zu der Schöpfung der Gattung Veranlaſſung gegeben, die wir Schauſpiele nennen, wo der Kothurn und Sokkus in einem Amalgama dem Gemüth aufgeſtellt wird.

Man hat lange über den Werth oder Unwerth dieſer Gattung geſtritten, ohne ihren eigenthümlichen Wirkungskreis zu würdigen. Mehren Theils iſt dieſe Gattung von ſolchen Köpfen bereichert, die nicht von der Tiefe des dramatiſchen Gedichts begeiſtert, oder nicht geborne dramatiſche Dichter ſind. Ihre Periode ſcheint vorüber gegangen zu ſein, und dies verräth zureichend, daß ſie ihre Entſtehung

nicht aus der eigenthümlichen Wurzel des Gemüths herholt *).

*) Die folgende Entschuldigung der Ungarn, die sie öffentlich zu machen sich verbunden fühlten, wird dazu einen großen Beweis abgeben: „Vienne, 16. Octbr. Plusieurs Hongrois de Distinction qui reviennent de la diéte de Presbourg, ont lû avec extrême étonnement dans quelques journaux francois que *la Bruette de Vinaigrier* de Mr. *Mercier*, avoit été jouée avec un rare succés dans la capitale de la Hongrie, tandis que Phédre et Mahomet y avoient été repoussé par le Public. Cette étrange annonce ne peut être considerée que comme une mystification dont quelque journaliste parisien aura voulû rendre Mr. *Mercier* l'objet. Les Hongrois bien élevés savent tous le francois, ils lisent avec delice les chefs-d'oeuvres de Racine de Voltaire, et savent fort bien l'enorme difference qui doit être mise entre les productions de

Bei dem Schickſal das dem Schauſpiel widerfahren, läßt ſich auch ſo ziemlich derjenigen Gattung das Horoſkop ſtellen, die man romantiſche Tragödie nennt, und welche vorzüglich in Deutſchland durch einige Dichter neuerer Zeit, Tieck, Fouqué, Novalis und v. Schütz, ins Leben gerufen ward.

Die Differenz zwiſchen der Produktivität und Receptivität, ſoll in derſelben ganz ſchwinden, und man merkt es den Produkten an, daß ſich ihre Meiſter an höhere Arbeit, als die Sophokles Shakespeare und Schiller verſuchten. Sie wollen im Enthuſiasmus Stoffe ſchaffen

ces grandes genies et celles de Mr. *Mercier.*" „*Journal de Paris, le 28. Octbr.* 1808."

und sie zugleich bilden. Ein löbliches Vornehmen!

Allein man sieht es ihren Produkten an, daß ihr Enthusiasmus nicht von allen Seiten mäßig genug ausstralt, und die beiden Pole ihrer Phantasie erwärmt. Die Hitze ist gleich vertheilt, und über das Ganze ist eine gewisse Kühle verbreitet, die das Gemüth des Lesers oder Zuschauers nie erwärmt *).

Die in Rede stehende Gattung roman-

*) Die Alten machten auch Tragödien der Art, wie sie uns die Spanier und ihre deutschen Anbeter liefern. Aristoteles erwähnt, De Poetica Lib. c. 9. der Tragödie des Dichters Agathons, „Die Blume," wovon Begebenheit und Name erdichtet sind. Die Gattung mochte wohl auch bei den Griechen das Schicksal wie bei uns erleiden.

rischer Tragödien ist ganz verschieden von der, die Herr Klingmann romantische Tragödie nennt. Hr. Klingmann behauptet: „daß die Tragödie sich von dem alten ernsten Fatum, das wie ein stummes Gewitter über ihr ruhete, losriß und die Liebe ihr innerstes Prinzip wurde. Es war jetzt nicht mehr der Kampf der Heroen mit den Göttern, oder der Helden mit dem Fatum der würdige Gegenstand des tragischen Gedichts, sondern die Leidenschaft selbst wurde die Laokoons Schlange, welche die bepanzerte Brust umwand, und gegen die der Mensch noch sterbend ankämpft."

Es hat beinahe den Schein, als hätte Herr Klingmann in der Extase der Meditation die Kunst vergessen, aus welcher er für die Kritik Gesetze abziehen soll.

Shakespeare und Schiller, seine beiden Götzen für die tragische Kunst, sollten bloß die Liebe darzustellen, oder sie zum Motiv ihrer Gedichte gehabt haben? Ist die Tendenz von Lear, Hamlet, Macbeth, die des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, den Kampf der Liebe aufzustellen?

Wenn Hr. Klingmann nur geäußert hätte, daß die Tragödie der Neuern mehr zur Romantik hinneigt als die der Alten, weil sie in ihrem Plan combinirter ist, und daher mehr Motive als die der Alten in Bewegung setzt, so könnte man es ihm unbedingt zugeben.

Von der einen Seite mag Herr Klingmann auch Recht haben: „daß der Reichthum der Leidenschaften und Gefühle einen großen Wirkungskreis erfordert, und es

mußten sich daher auch die Verhältnisse der Bühne selbst erweitern, mehrere Künste konnten thätig eingreifen, um die einzelnen Effekte zu verstärken." Allein wer wird ihm von der andern Seite beistimmen, wenn er behauptet, Glanz und Pracht ständen im Widerspruch mit der antiken Tragödie, in der modernen gehörten sie zu der romantischen Umgebung? Herr Klingmann hätte doch wissen sollen, daß Aristoteles*) ausdrücklich die Verzierung oder den Schmuck der Bühne, als einen wesentlichen Theil bei der Darstellung der Tragödie aufführt.

Dieser große Kritiker äussert zwar, daß Bühnenverzierung nicht Sache des Dichters sei, anstatt daß Herr Klingmann wohl eine fruchtbare Stärke der

*) Poet. c. 6.

neuen Tragödien-Dichter, in dem Pomp, dem Geräusche und der Erfindung der Aufzüge setzen möchte. Welches noch mehr daraus hervorgeht, da er die Pracht mit welcher die Berlinische Theaterdirektion Schillers Jungfrau von Orleans, und Werners Weihe der Kraft gibt, als das Höchste zu würdigen sucht.

Wir kennen die Tragödie der Alten nur aus der Lektüre. Die Art ihrer Darstellung ist uns ein Räthsel. Nach dem zu schließen, was uns die Alten hin und wieder über die Wirkung der Tragödie äußerten, möchten die Verzierungen, die Maschinerien, Aufzüge und das Geräusch in der Handlung derselben keinesweges denen der unsrigen nachstehen. Dies dürfte auch vielleicht eine Apologie für die Manier unserer neuesten deutschen Tragiker sein, die

nicht allein ganze ägyptiſche Pyramidenmaſſen, Heere von Schauſpielern auf die Bühne bringen, ſondern auch ſchon ins Thierreich einzugreifen anfangen, und noch Alexander auf ſeinem Bucephal reitend, darſtellen werden, um den Helden in ihm kennen zu lernen.

Druckfehler.

Seite 37 von oben Z. 2 ſtatt Sitten l. Sitte.
— 45 von unten Z. 1 ſt. war l. wär'
— 64 v. o. Z. 2. ſt. Dreuſtigkeit l. Dreiſtigkeit.
— 97 v. o. Z. 1 ſt. eiferſichtige l. eiferſüchtige.
— 102 a. o. Z. 5. ſt. Aphroditen l. Aphrodite.
— 112 v. o. Z. 7 ſt. dem Manne l. dem Mann.
— 170 v. o. Z. 3 ſt. ſeelig l. ſelig.
— 159 v. u. Z. 3. ſt. allem l. allen.
— 286 v. u. Z. 9 ſt. Unterwelt l. Oberwelt.